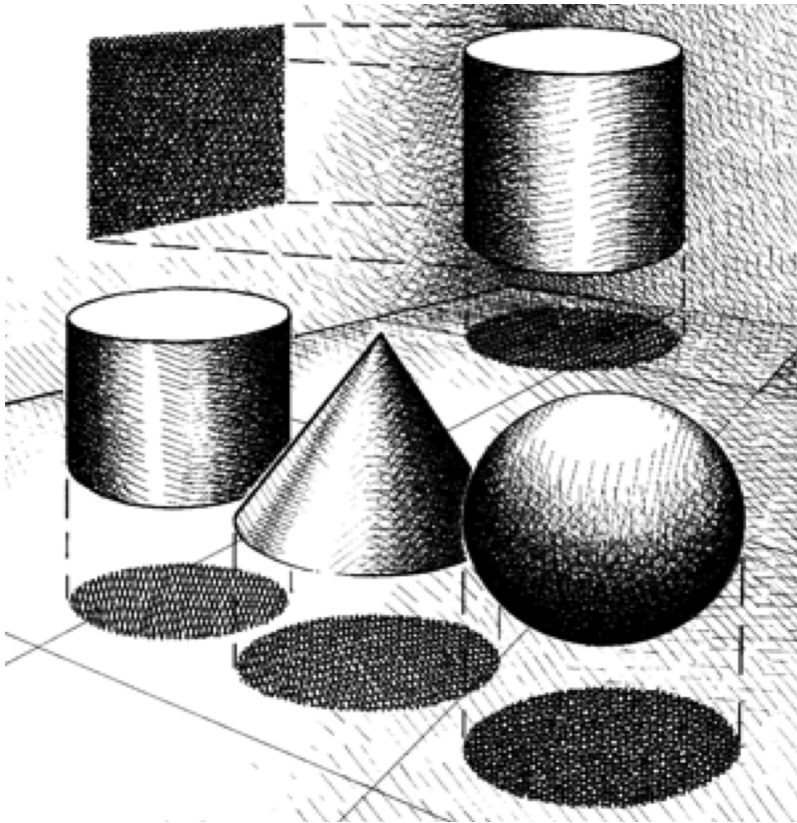


KURZE EINFÜHRUNG IN DIE PSYCHOLOGIE

Skript (6. Fassung, 2014)



Prof. Dipl.-Psych. Steffen-Peter Ballstaedt
Ahornweg 6
72076 Tübingen
Tel. 0151 16524569
Web: www.ballstaedt-kommunikation.de
E-mail: steffen.ballstaedt@w-hs.de

Vorbemerkung

Das Schreiben dieser kurzen Einführung in die Psychologie ist mir nicht leicht gefallen, denn die Psychologie ist keine einheitliche Wissenschaft, sondern ein Gemenge aus Strömungen, Theorien und Forschungsrichtungen mit einer ebenso vielfältigen Praxis in zahlreichen Anwendungsfeldern. Wie soll man eine Orientierung in einem so unübersichtlichen Gebiet vermitteln? Es gibt zwei Möglichkeiten:

1. Wer von einem psychologischen Ansatz völlig überzeugt ist, der kann eine gradlinige Abhandlung verfassen, die nur den einen oder anderen kritischen oder anerkennenden Blick über die Zäune auf andere Richtungen wirft. Aber mit Sicherheit wird er mit dem Vorwurf der Einseitigkeit konfrontiert, denn er muss bestimmte Fragestellungen und Themen vernachlässigen.

2. Wer von keinem Ansatz vollständig überzeugt ist, muss eine Einführung in die Psychologie pluralistisch anlegen, d. h. verschiedene Ansätze referieren und in ihren Einseitigkeiten und Widersprüchen gegenüberstellen. Die unvermeidliche Kritik an dieser Konzeption: Man bezieht nicht Stellung, sondern überlässt es den Lesenden, was sie für richtig halten.

Ich habe den zweiten Weg eingeschlagen. Diese Einführung soll eine schematische Landkarte der Psychologie anbieten, die nur grobe und oberflächliche Strukturen abbildet, aber eine erste Orientierung ermöglicht. Die Entscheidung, welcher psychologischen Richtung man sich zugehörig oder verwandt fühlt, will diese Einführung niemandem abnehmen.

Der Text wurde als Skript für den Unterricht von Logopädinnen und Logopäden geschrieben, deshalb sind bevorzugt Themen angesprochen, die mit diesem Berufsfeld zu tun haben.

Inhaltsverzeichnis

Psychologie als Wissenschaft **6**

1. Naive Psychologie, Alltagspsychologie
2. Was untersuchen Psychologen?
3. Basisziele der Wissenschaft
4. Wissenschaftliche Theorien
5. Empirische Methoden
 - 5.1 Methoden der Erhebung und Auswertung
 - 5.2 Qualitative und quantitative Forschung
 - 5.3 Wissenschaftliche Beobachtung
 - 5.4 Mündliche Befragung, Interview
 - 5.5 Schriftlicher Befragung, Fragebogen
 - 5.6 Inhaltsanalysen, Dokumentenanalysen
 - 5.7 Statistische Methoden

Wie läuft Forschung ab? **17**

1. Problem als Ausgangspunkt
2. Fragestellung oder Hypothese
3. Operationalisierung von Variablen
4. Population und Stichprobe
5. Durchführung der Erhebung
6. Auswertung der Daten
7. Interpretation der Befunde
8. Forschungsbericht
9. Beispiel: Wirken Schlagzeilen?
10. Gütekriterien einer Untersuchung

Forschungsstrategien und Untersuchungspläne **23**

1. Experimente
2. Evaluationsstudien
3. Längsschnittstudien
4. Kasuistik, Fallstudien
5. Testverfahren
6. Anmerkung zur Empirie

Steckbriefe: Disziplinen der Psychologie **28**

1. Allgemeine Psychologie
2. Sozialpsychologie
3. Persönlichkeitspsychologie
4. Entwicklungspsychologie
5. Klinische Psychologie
6. Hauptströmungen der Psychologie

Biologische Psychologie	33
1. Zur Geschichte	
2. Grundsätzliche Annahmen	
3. Bevorzugte Methoden	
4. Anwendungen	
5. Ausgewähltes Thema: Stress	
6. Bewertung der Biopsychologie	
6.1 Stressoren, Distress	
6.2 Allgemeines Adaptationssyndrom	
6.3 Anhaltender Stress	
Behaviorismus, Verhaltenspsychologie	39
1. Zur Geschichte	
2. Grundsätzliche Annahmen	
3. Bevorzugte Methoden	
4. Anwendungen	
5. Ausgewähltes Thema: Lernen	
5.1 Klassisches Konditionieren	
5.2 Operantes Konditionieren	
5.3 Beobachtungslernen, Lernen am Modell	
6. Bewertung des Behaviorismus	
Kognitive Psychologie	44
1. Zur Geschichte	
2. Grundsätzliche Annahmen	
3. Bevorzugte Methoden	
4. Anwendungen	
5. Ausgewähltes Thema: Depression	
5.1 Theorie der Depression	
5.2 Therapeutische Techniken	
6. Bewertung der Kognitiven Psychologie	
Psychoanalyse, Tiefenpsychologie	50
1. Zur Geschichte	
2. Grundsätzliche Annahmen	
2.1 Psychischer Determinismus	
2.2 Ergänzungsreihen	
2.3 Drei psychische Qualitäten	
2.4 Triebenergie	
2.5 Triebdualismus	
2.6 Triebbesetzung	
2.7 Psychischer Apparat	
2.8 Exkurs: tiefenpsychologische Schulen	
3. Bevorzugte Methoden	
4. Anwendungen	
5. Ausgewähltes Thema: Konflikt und Abwehr	
6. Bewertung der tiefenpsychologischen Ansätze	

Humanistische Psychologie

58

1. **Zur Geschichte**
2. **Grundsätzliche Annahmen**
 - 2.1 **Philosophische Wurzeln**
 - 2.2 **Themen und Konzepte**
3. **Bevorzugte Methoden**
4. **Anwendungen**
5. **Ausgewähltes Thema: Gesprächsführung**

Kritik der Psychologie

64

1. **Einleitung: Kritische Fragen**
 2. **Ist Psychologie als eigene Disziplin notwendig?**
 3. **Warum ist die Psychologie so uneinheitlich?**
 4. **Soll man psychologische Erkenntnisse anwenden?**
-

Psychologie als Wissenschaft

Menschen waren schon immer neugierig auf sich selbst. Schon lange vor Entstehen einer wissenschaftlichen Psychologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es kontroverse Ansichten über die menschliche Natur:

- Gibt es eine Seele oder einen Geist oder lässt sich das Erleben und Verhalten letztlich rein physikalisch erklären?
- Haben wir einen freien Willen oder ist unser Verhalten vorherbestimmt (determiniert)?
- Was an unseren Verhalten geht auf vererbte Faktoren zurück und was auf Umwelteinflüsse?
- Sind die Menschen mehr durch Triebe und Bedürfnisse oder durch Verstand und Vernunft bestimmt?
- Wie viel unseres psychischen Lebens ist unserem Bewusstsein zugänglich und wie viele unbewusste Motive und Prozesse sind am Werk?
- Lässt sich menschliches Verhalten mit allgemeinen Gesetzen erklären oder gibt es nur persönliche Einzigartigkeit und Individualität?
- Wird unser Erleben und Verhalten mehr durch die Vergangenheit oder mehr durch die gegenwärtigen Lebensumstände bestimmt?

Diese Liste enthält zentrale Fragen für das Selbstverständnis des Menschen. Hat die Psychologie diese vorwissenschaftlichen Fragen inzwischen geklärt? Nein, diese Themen stehen nach wie vor auf der Tagesordnung der Psychologie (und Philosophie) und werden verschieden beantwortet.

I Naive Psychologie, Alltagspsychologie

Jeder Mensch geht täglich mit anderen Menschen um und macht Erfahrungen über sich selbst. Auf dieser Basis entwickelt er vorwissenschaftliche Erklärungen über das Erleben und Verhalten von Menschen. Jeder hat naive psychologische "Theorien" im Kopf, die ihm oft selbst nicht bewusst sind (Lauken, 1974). „Naiv“ ist hier nicht im Sinne von "einfältig", sondern von "natürlich, unbefangen" gemeint.

Was halten Sie von den folgenden naiven psychologischen Aussagen, die man immer wieder einmal hören kann?

- Konflikte sind für die Entwicklung des Menschen wichtig.
- Psychologie studieren vor allem Personen mit psychischen Problemen.
- Der Werbung ist der Mensch vollständig ausgeliefert.
- Gleich und Gleich gesellt sich gern.
- Männer neigen zu Gewalttätigkeit.
- Jeder Mensch besetzt ein Selbst, das er finden muss.

Derartige Behauptungen, Meinungen oder Vermutungen müssen nicht falsch sein, aber sie sind nicht methodisch abgesichert. Oft handelt es sich um voreilige Verallgemeinerungen aus einzelnen Beobachtungen oder um Schlüsse von eigenem Verhalten und Erleben auf das der Mitmenschen. Oft dient eine naive Psychologie auch der Erklärung und Rechtfertigung eigenen Verhaltens. So sind alle Menschen Amateurpsychologen. Man kann von niemandem sagen, er sei ein guter Physiker oder Chemiker, der diese Disziplinen nicht studiert hat, aber man kann von einem guten Psychologen sprechen, wenn jemand sich durch Menschenkenntnis und soziales Geschick auszeichnet.

Die wissenschaftliche Psychologie muss sich immer wieder mit Alltagspsychologien auseinandersetzen. Das fängt damit an, dass sie viele Wörter benutzt, die bereits eine Bedeutung in der Alltagssprache haben wie z. B. Wahrnehmung, Vorstellung,

Gefühl, Ärger. Um präzisere wissenschaftliche Begriffe zu kennzeichnen, werden deshalb viele Fachtermini eingeführt wie z. B. Perzept, Kognition, Frustration. Manchmal tritt die wissenschaftliche Psychologie auch in Widerspruch zur Alltagspsychologie. So lassen sich z. B. viele Aussagen über Unterschiede zwischen Männern und Frauen wissenschaftlich nicht halten. Auch etliche naive Erziehungstheorien sind nach Erkenntnissen der Psychologie unzutreffend.

2 Was untersuchen Psychologen?

Jedes Lehrbuch der Psychologie beginnt mit einer eigenen Definition dieser Wissenschaft. Wir machen es nicht anders:

Psychologie ist die Wissenschaft vom Erleben und Verhalten und von deren Vergegenständlichungen (Werke).

Diese Definition benennt drei Bereiche, mit denen sich Psychologen beschäftigen: Erleben, Verhalten, Werke (vgl. Bühler, 1926; Herrmann, 1987, S. 181).

Erleben

Die Psychologie befasst sich mit Wahrnehmen, Denken, Fühlen, Wollen, also mit "Dingen", die wir direkt als unser psychisches und geistiges Leben erfahren. Für die Wissenschaft ist das Erleben ein schwieriger Gegenstand: 1. Jeder Mensch hat Wahrnehmungen, Gedanken und Gefühle nur für sich selbst, sie sind durch Selbstbeobachtung (Introspektion), aber nicht von außen durch Fremdbeobachtung zu erfassen. Eine Person kann allerdings sprachlich darüber berichten. 2. Das Erleben stellt nur einen Bruchteil des psychischen Lebens dar. Bei weitem nicht alles, was an psychischen Prozessen in einem Organismus abläuft, wird uns auch bewusst. Beispiel: Bevor wir einen Satz artikulieren, laufen zahlreiche Prozesse ab, die uns nicht bewusst sind: Aktivierung von Begriffen, Wortfindung, syntaktische Konstruktion usw.

Verhalten

Die Psychologie befasst sich mit dem offenen Verhalten der Menschen, das methodisch gut beobachtbar und messbar ist. Viele Psychologen ziehen das Wort Handeln vor, da damit die Zielgerichtetheit menschlichen Tuns zum Ausdruck kommt. Psychologen versuchen zu erklären, aufgrund welcher Bedingungen sich ein Mensch so und nicht anders verhält. Da Handeln zu einem großen Teil soziales Handeln mit anderen Menschen ist, spielt der Bereich der Kommunikation und Interaktion eine große Rolle. Das Sprechen wird als verbales Verhalten einbezogen. Das Verhalten ist sozusagen die Außenseite, das Erleben die Innenseite der Psychologie.

Werke

Damit sind überdauernde Vergegenständlichungen des menschlichen Handelns und Erlebens gemeint wie Sachdokumente (Werkzeuge, Bauten, Kleidung) oder bildliche Dokumente (Zeichnungen, Gemälde, Fotos). Und natürlich gehören dazu auch die verbalen Dokumente (Tagebücher, Briefe, Reden, Autobiographien). All dies sind Produkte, die etwas über ihre Erzeuger aussagen, die Rückschlüsse über sie zulassen. Dokumente sind sozusagen die Fossilien der Psychologie. Die Werkpsychologie fristet derzeit ein Kümmerdasein in einigen Randbereichen wie der Interpretation von Kinderzeichnungen oder der problematischen Graphologie.

3 Basisziele der Wissenschaft

Was Wissenschaft ist, lässt sich nicht einfach bestimmen, aber als einen gemeinsamen Nenner aller Definitionen kann man sagen:

Wissenschaft bemüht sich um die methodische Einschränkung der Beliebigkeit von Aussagen.

Woher dabei eine Aussage kommt, ist gleichgültig, entscheidend ist einzig ihre methodische Überprüfung. Unter einer Methode (gr. = den Weg entlang) wird eine Vorgehensweise verstanden, bei der die Gewinnung von Erkenntnissen durch Regeln angeleitet ist, so dass sie von anderen Forschern nachvollzogen werden kann. Nicht methodisch gewonnene Aussagen bezeichnen wir als spekulativ (z.B. in der Esoterik). Spekulativ bedeutet nicht unbedingt falsch, sondern nicht methodisch überprüft!

Wissenschaft dient der methodischen Erfassung der Wirklichkeit, wobei vier Basisziele unterschieden werden können: Beschreiben, Erklären, Vorhersagen, Verändern (Hussy, Schreier & Echterhoff, 2010).

Beschreiben

Das sorgfältige Beschreiben ist die Grundlage jeder Wissenschaft. Einige Psychologen wollen Verhalten und Erleben nur beschreiben, klassifizieren und vergleichen. Sie wollen die Vielfalt menschlichen Erlebens, Verhaltens und Werkens erfassen. Diese Einstellung haben z.B. Ethnologen, die eine fremde Kultur verstehen wollen, ohne in sie einzugreifen oder sie verändern. In der Psychologiegeschichte vertreten phänomenologische und geisteswissenschaftlich Ansätze diese Position. Aber die wenigsten Wissenschaftler bleiben beim Beschreiben stehen.

Erklären

Das Beschreiben macht noch keine Aussage über kausale Beziehungen. Die meisten Psychologen wollen aber Verhalten erklären, d. h. aus Gesetzen und Bedingungen ableiten. Eine Erklärung folgt einem einfachen Schema: Sie geht von einer Beobachtung aus (dem zu Erklärenden = Explanandum) und leitet sie aus Gesetzen und Randbedingungen ab. Die gesetzmäßigen Zusammenhänge sind in Theorien des menschlichen Erlebens, Verhaltens und Werkens formuliert.

Beobachtung Explanandum	Das Kind X verhält sich aggressiv.
Gesetz/e	Wenn Kinder täglich Aggressionen im TV erleben, dann steigt ihre Aggressionsbereitschaft.
Randbedingung/en	Das Kind X sieht täglich Filme mit aggressiven Inhalten.

Erklärende Wissenschaftler ziehen gern eine Trennungslinie zwischen Grundlagenforschung und Anwendungen, für letztere fühlen sie sich nicht mehr verantwortlich. Beispiel: Es gibt Psychologen, welche die Sprachproduktion untersuchen, aber sie entwickeln daraus keine Therapie für Sprechstörungen.

Vorhersagen

Einen wichtigen Schritt weiter gehen Psychologen, die aus den Erklärungen Verhalten vorhersagen. Eine Vorhersage kehrt das Schema der Erklärung um: Aus Gesetzen und vorhandenen Randbedingungen wird ein Verhalten abgeleitet.

Gesetz/e	Wenn Kinder täglich Aggressionen im TV erleben, dann steigt ihre Aggressionsbereitschaft.
Randbedingung/en	Das Kind X sieht täglich Filme mit aggressiven Inhalten.
Prognose	Das Kind X wird sich aggressiv verhalten.

Die Prognose gilt im Allgemeinen als das wichtigste Ziel der Wissenschaft. Man denke an die Wettervorhersagen der Meteorologie oder die Prognosen über einen Krankheitsverlauf in der Medizin. In den Sozialwissenschaften handelt es sich allerdings meist um statistische Prognosen.

Wer als Kind Gewalt erfährt, der wird später selbst gewalttätig. Dieses „Gesetz“ ist widerlegt, wenn man Menschen findet, die Gewalt erfahren haben, aber friedfertig bleiben. Man kann aber sagen: Wer als Kind Gewalt erfährt, der wird mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit gewalttätig. Für einen Einzelfall macht diese statistische Aussage aber eine klare Prognose unmöglich.

Verändern

Wenn brauchbare Erklärungen und Prognosen möglich sind, dann kann man auch in die Wirklichkeit eingreifen und sie umgestalten. Viele Wissenschaftler wollen die Wirklichkeit verändern, z.B. Krebs bekämpfen oder Depressionen behandeln. Drei Arten von Veränderungen sind möglich: 1. die Korrektur problematischer Entwicklungen, 2. die Förderung von gewünschten Entwicklungen, 3. die Prävention, um das Eintreten bestimmter Ereignisse zu verhindern. Aber wer entscheidet, was erwünscht oder unerwünscht, was gefördert oder verhindert werden soll? Alle drei Veränderungen setzen Entscheidungen über Werte und Normen voraus: Diese sind entweder gesellschaftlich legitimiert (z.B. Gerechtigkeit, Chancengleichheit) oder individuelle Werte, denen sich ein Wissenschaftler verpflichtet fühlt (z.B. vegane Ernährung, Artenschutz).

In der Psychologie stellen die therapeutischen Richtungen Normen auf, wie man sich richtig und gesund verhalten soll und welche Ziele erstrebenswert sind (z.B. Selbstverwirklichung, Empathie, Nächstenliebe, Glück, Achtsamkeit). Und sie bieten Maßnahmen an (Interventionen), wie man diese Ziele erreichen kann. Psychologen können sich aber auch in den Dienst anderer Ziele stellen und haben das in der Geschichte auch immer wieder getan, z.B. Wehrpsychologen im 3. Reich oder Werbepsychologen. Der ethische Einwand liegt auf der Hand: Es besteht die Gefahr, dass sich eine angeblich wertfreie Psychologie vor jeden Karren spannen lässt. Psychologen können Wissen für eine Einstellungsänderung durch Werbung, für effektive psychische Foltermethoden oder für die Steigerung von Arbeitsleistungen bereitstellen.

Um diese Basisziele zu erreichen, entwirft der Wissenschaftler Theorien, die er mit empirischen Methoden an der Wirklichkeit zu bestätigen sucht. Theorie und Empirie sind die beiden Pfeiler wissenschaftlicher Forschung, denen wir uns in den nächsten beiden Abschnitten zuwenden.

4. Wissenschaftliche Theorien

Wissenschaftliches Wissen besteht aus mehr oder weniger gut bestätigten Theorien. Eine Theorie ist ein Gedankengebäude aus Begriffen und Aussagen. Dabei ist gleichgültig, wo die Gedanken einer Theorie herkommen: Erfahrungen, Beobachtungen, Lektüre, Erzählungen, Schlussfolgerungen, ja sogar Träume und Gefühle, alles kann zum Bau einer Theorie nützlich sein. Entscheidend ist nicht, wo die Gedanken herkommen, sondern dass sie methodisch überprüft werden. Theorien müssen an der Wirklichkeit scheitern können.

Den Begriffen einer Theorie müssen eindeutig Wörter zugeordnet sein. In der Umgangssprache sind Wörter oft mehrdeutig, in der Wissenschaft müssen sie möglichst eindeutig gebraucht werden. Die Psychologie untersucht mit dem

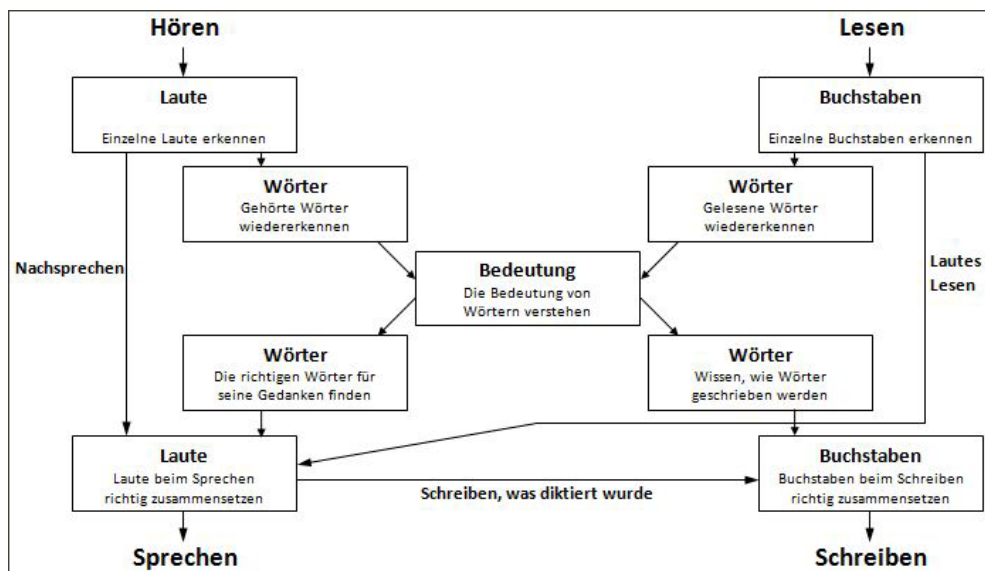
Erleben, Verhalten und Werken Gegenstände, die in der Alltagssprache Bezeichnungen haben, die oft wenig präzise sind, z. B. Wahrnehmung, Vorstellung, Liebe, Ärger. Mit einer Definition wird angegeben, unter welchen konkreten Bedingungen ein Wort benutzt werden darf. Oft werden auch Fremdwörter übernommen oder neue Wörter geprägt, um einen wissenschaftlichen Begriff zu benennen, z. B. Perzept, Frustration, Attitüde, Reaktanz. Eine präzise Terminologie ist eine zentrale Voraussetzung für eine Theorie.

Theorien sind immer Verallgemeinerungen verschiedener Reichweite: Die einen beziehen sich auf sehr große Bereiche der Wirklichkeit, andere nur auf sehr kleine Bereiche. Beispiel: Es gibt eine Theorie der Sprachfähigkeit (große Reichweite) und eine Theorie der Wortfindung (geringe Reichweite). Theorien erklären Beobachtungen und sie erlauben Vorhersagen. Wir unterscheiden drei Typen von Theorien: visualisierte, verbale und formale Theorien.

Visualisierte Theorien, Modelle

Visualisierte Theorien werden oft nur als Vorform einer Theorie angesehen, sie sind aber in den Sozialwissenschaften sehr verbreitet. Zusammenhänge zwischen Begriffen werden in Kästchen und Pfeilen visualisiert.

Ein Beispiel ist das in der Logopädie beliebte Logogen-Modell, das die Verarbeitung von Wörtern beim Sprechverstehen und beim Lesen darstellt (Morton, 1969).



Welchen Status haben Modelle in den Sozialwissenschaften? Ein Modell stellt die wichtigsten Begriffe und ihre Beziehungen in grafischer Form zusammen, um das Forschungsfeld zu strukturieren. Ein Modell ist ein Werkzeug der Hypothesenbildung, es hat eine heuristische Funktion bei der Suche nach Zusammenhängen. Ein Modell ist nicht wahr oder falsch, sondern mehr oder weniger adäquat oder brauchbar. Es ist ein visuelles Hilfsmittel des Denkens.

Verbale Theorie

Eine verbale Theorie ist ein System von Begriffen und Aussagen. Das ist der Normalfall einer wissenschaftlichen Theorie. Es gibt Theorien, die aus wenigen Sätzen bestehen und solche, die viele Sätze umfassen. Eine verbale Theorie muss bestimmte Forderungen erfüllen:

1. Die Fachwörter (Termini) müssen klar definiert sein.
2. Die Aussagen müssen widerspruchsfrei sein.

3. Es müssen beobachtbare Aussagen (Hypothesen) abgeleitet werden können.

Als Beispiel aus der Psychologie kann die Theorie des sozialen Lernens gelten. Kernaussage ist, dass Menschen durch das Nachahmen bestimmter Modelle ganze Verhaltensweisen übernehmen. Unter welchen Bedingungen das geschieht, das wird in der Theorie weiter ausgeführt. So kann z.B. auch ein Modell im Film als Vorbild für Verhalten dienen.

In Theorien werden allgemeine Aussagen angestrebt, im idealen Fall Gesetze. In den Sozialwissenschaften sind aber meist nur statistische Aussagen möglich, Gesetze sind hier kaum formulierbar, weil zu viele Bedingungen zusammenwirken.

Formale Theorien

Hier werden die Zusammenhänge als System von mathematischen Formeln dargestellt. Formale Theorien gibt es vor allem in der Physik und anderen Naturwissenschaften. Formalisierung gilt Hard-core-Wissenschaftlern als die erstrebenswerte Form einer Theorie.

Auch in der Psychologie wird versucht, menschliches Verhalten in Formeln zu fassen. Ein Beispiel ist die Rescorla-Wagner-Formel. Sie ist ein mathematisches Modell, mit dem bestimmte Lernprozesse vorhersagbar sind.

$$\Delta V_{A(n)} = \alpha_A \cdot \beta_{US(n)} \cdot (\lambda_{US(n)} - V_{all(n)})$$

Die Formel sieht sehr exakt aus, aber menschliches Verhalten ist von so vielen Bedingungen abhängig, dass eine einfache Formel fast nie ein brauchbares Ergebnis ergibt. So ist diese Formel auch immer wieder abgeändert und erweitert worden.

Formale Theorien sind auch deshalb für Wissenschaftler attraktiv, weil sie grundsätzlich die Simulation von Wirklichkeit mit Computern ermöglichen.

5. Empirische Methoden

Theorien aufstellen ist die eine Seite der wissenschaftlichen Tätigkeit, sie an der Wirklichkeit überprüfen die andere Seite. Dies geschieht mit Hilfe empirischer Methoden. Das Wort „empirisch“ aus dem Griechischen bedeutet „auf Erfahrung beruhend“, das Wort „Methoden“ bedeutet „der Weg zu etwas hin“.

Empirische Methoden sind Wege zur systematischen und nachvollziehbaren Gewinnung von Erfahrungen (Erhebung von Daten).

Unter einer Methode wird eine Vorgehensweise verstanden, bei der die Gewinnung von Erkenntnissen durch Regeln angeleitet ist, so dass sie von anderen Forschern nachvollzogen werden kann. Nicht methodisch gewonnene Aussagen bezeichnen wir als *spekulativ* (z.B. in der Esoterik). Spekulativ bedeutet nicht unbedingt falsch, sondern nicht methodisch überprüft!

Es gibt viele verschiedene Methoden und Methodenvarianten in der psychologischen Forschung, die sich aber auf ein paar Grundmethoden zurückführen lassen.

5.1 Methoden der Erhebung und Auswertung

Die wissenschaftlichen Methoden lassen sich in zwei Gruppen einteilen: Erhebungs- und Auswertungsmethoden.

Erhebungsmethoden

Mit ihnen werden Daten aus der Wirklichkeit erhoben. Dazu gehören systematische *Beobachtungen* und Befragungen durch *Interviews* oder *Fragebögen*. Diese Methoden sind im Prinzip systematische Ausarbeitungen von Handlungen,

die wir auch schon im Alltag vollziehen: Wir beobachten unsere Umwelt und unsere Mitmenschen und das Fragen gehört zu den wichtigsten kommunikativen Handlungen.

Auswertungsmethoden

Mit diesen Methoden werden vorliegende Daten analysiert. Dazu gehören die *Inhaltsanalysen*, die verschiedene Merkmale von sprachlichen oder bildlichen Dokumenten erfassen. Auch das geschieht in unserem Alltag, wenn wir z.B. die Prospekte von Supermärkten vergleichen, um ein preiswertes Angebot zu finden. Zu den Auswertungsmethoden gehören auch die *statistischen Verfahren*, mit denen Daten verarbeitet werden. Selbst diese Verfahren sind Systematisierungen alltäglicher Verhaltensweisen. So können wir sagen, dass unserer Tochter im Schnitt bessere Noten hat als ihr Bruder (Mittelwert). Zudem sind sie bei ihm sehr breit gefächert (von 2 bis 6), während die Tochter meist eine 1 oder 2 nach Hause bringt (Streuung). Unser Gehirn erarbeitet sich andauernd Mittelwerte und Streuungen, auch ohne dass sie numerisch berechnet werden.

5.2 Qualitative und quantitative Forschung

Eine Unterscheidung, die in der Geschichte der Wissenschaft viele Kontroversen ausgelöst hat, ist die in quantitative und qualitative Methoden.

Quantitative Forschung

Hier werden Merkmale der Wirklichkeit gemessen, Unter Messung wird die Zuordnung von Zahlen zu den verschiedenen Ausprägungen eines Merkmals verstanden. Es gibt Messungen auf verschiedenen Niveaus: Von zwei Ausprägungen eines Merkmals (Geschlecht: weiblich/männlich) bis zu einer präzisen Verhältnisskala (z.B. Reaktionszeit). Quantitative Daten werden mit statistischen Verfahren weiterverarbeitet.

Qualitative Forschung

In vielen Fällen liegen Merkmalsausprägungen nicht als Zahlen, sondern als Beschreibungen vor. Derartige verbale Daten fallen z. B. bei anamnestischen Interviews, bei Gruppendiskussionen oder in schriftlichen Dokumenten an. Sie werden meist interpretativ ausgewertet.

Es gab und gibt in der Psychologie Kontroversen über den Wert quantitativer und qualitativer Daten. Naturwissenschaftlich orientierte Forscher halten Messungen und Berechnungen als unverzichtbare Grundlage für objektive Erkenntnisse. Humanwissenschaftlich orientierte Forscher akzeptieren auch "weiche" qualitative Daten und halten sie oft für angemessener. Bei unvoreingenommener Betrachtung ergänzen sich beide Arten von Daten: Qualitative Erhebungen sind wichtig bei Problemen, für die eindeutige Hypothesen erst gesucht werden müssen, sie sind eine Vorstufe jeder quantitativen Erhebung. Zudem gibt es auch zahlreiche Methoden, um qualitative Daten zu quantifizieren. Entscheidend für den wissenschaftlichen Wert ist nicht die Art der Daten, sondern ob sie für die jeweilige Fragestellung aussagekräftig sind.

Wir wollen jetzt einen kurzen Blick auf die empirischen Grundmethoden werfen. Jede der folgenden Methoden gibt es in qualitativen und quantitativen Varianten.

5.3 Wissenschaftliche Beobachtung

Die Beobachtung ist die sanfteste Methode der Sozialwissenschaften, vor allem in der qualitativen aber auch noch in der quantitativen Ausprägung. Die Augen werden hier zum Erhebungsapparat, grundsätzlich kann alles Wahrnehmbare auch beobachtet werden:

- Handlungen, Reaktionen

- Soziale Interaktionen
- Sprachliches Verhalten
- nichtsprachliches Verhalten: Mimik, Gestik, Körper“sprache“
- Kleidung und andere Accessoires
- hinterlassene Spuren
- Werke: verbale und bildliche Dokumente

Von der alltäglichen Beobachtung unterscheidet sich die wissenschaftliche Beobachtung nur graduell. Sie ist zielgerichtet, d.h. sie soll Antworten auf Fragen geben oder eine Hypothese überprüfen. Damit ist der Wahrnehmende selektiv, er richtet seine Aufmerksamkeit auf bestimmte Dinge. Die Beobachtungen werden in *Protokollen* festgehalten, oft auch mit Tonband oder Video aufgezeichnet, um eine spätere kontrollierte Auswertung zu ermöglichen. Als qualitative Methode behandeln wir die teilnehmende Beobachtung, als quantitative Methode die systematische Beobachtung.

Teilnehmende Beobachtung

Hier übernehmen die Wissenschaftler aktiv eine Rolle im Feld und werden damit selbst zum Bestandteil der sozialen Wirklichkeit, die sie untersuchen. Grundsätzlich können derartige Beobachtungen offen oder verdeckt erfolgen. Bei *offener Beobachtung* wissen die Betroffenen im Feld, dass ein Forscher bei ihnen mitwirkt und dabei Daten erhebt. Bei *verdeckter Beobachtung* wissen die Betroffenen im Feld nicht, dass sie Gegenstand einer Untersuchung sind.

Die teilnehmende Beobachtung dient oft in *explorativen Untersuchungen* der Generierung von Hypothesen, z.B. in der deskriptiven Feldforschung, wo es darum geht, andere Kulturen oder Subkulturen von innen kennen zu lernen, z. B. das Milieu der Banker oder der Prostituierten. Ein Nachteil sind die erheblichen Anforderungen an den Forscher: Er muss im Feld interagieren und gleichzeitig beobachten, zusätzlich braucht er ein gutes Gedächtnis für seine anschließenden Protokolle.

Systematische Beobachtung

Hier tritt der Wissenschaftler von außen an die zu erforschende Wirklichkeit mit einer klaren Fragestellung oder Hypothese heran, die ihm vorgibt, was genau er beobachten soll. Er hat vorher ein *Beobachtungsschema* erstellt, das die Ereignisse auflistet, die gezählt werden sollen. Die Anwendung des Beobachtungsschemas setzt voraus, dass jede Unterkategorie für die Beobachtenden klar definiert ist. Dazu gibt es ein Kodebuch, das an Beispielen jede Kategorie beschreibt. Meist werden mehrere Beobachtende eingesetzt, welche die Anwendung der Kategorien in einem Training einüben.

Die systematische Beobachtung dient vor allem der Überprüfung von *Hypothesen*, die aus einer Theorie abgeleitet oder ad hoc aufgestellt sind. Der Vorteil ist, dass die Beobachteten im Allgemeinen nicht beeinflusst werden wie bei der teilnehmenden Beobachtung. Nachteil ist eine Fokussierung bzw. Einengung des Blicks, denn es wird nur erfasst, was vorher im Beobachtungsschema berücksichtigt wird. Die strengste Form wissenschaftlicher Beobachtung ist das *Experiment*.

Neuropsychologische Verfahren

Hier handelt es sich um apparative Beobachtungen, die neuronale Variablen erfassen, um Zusammenhänge zwischen Prozessen im Gehirn und psychischen Prozessen zu ergründen. Einige wichtige Verfahren sollen kurz angeführt werden, ihr Verständnis setzt neuronale Grundkenntnisse voraus.

Elektroencephalographie (EEG). Auf der Kopfhaut werden an bestimmten Stellen Elektroden angelegt, die die Spontanaktivität in den oberflächlichen Arealen des Gehirns fortlaufend messen. Verschiedene Wellenmuster weisen auf den jeweiligen Aktivitätszustand hin und sind Indikatoren für krankhafte Prozesse (z.B. Epilepsie, Entzündungen, Tumore). Allerdings misst das EEG nur summierte Potentiale, stellt also keine besonders differenzierte Methode dar. Die Auswertung der Wellenbilder setzt langjährige Erfahrung voraus.

Evozierte Potentiale. Auch hierbei handelt es sich um die Ableitung der elektrischen Aktivität von bestimmten Arealen. Dabei werden der Versuchsperson jedoch spezielle Aufgaben oder Reize vorgegeben. Um die geringfügigen Veränderungen in den Hirnstrombildern sicher zu registrieren, ist ein Computer notwendig.

Tomographische Verfahren. Die Schichtaufnahmeverfahren ermöglichen mit Hilfe eines Computers die Darstellung einer beliebigen Schnittebene im lebenden Gehirn, wobei anatomische Strukturen oder physiologische oder biochemische Aktivitäten visualisiert werden. Dabei werden Röntgenstrahlen, radioaktive Strahlen oder neuerdings Magnetwellen benutzt. Auf der Grundlage von Aufnahmen mehrerer Ebenen kann der Computer sogar ein exaktes dreidimensionales Modell eines Gehirns herstellen.

5.4 Mündliche Befragung: Interview

Hier befragt eine Person eine andere mit einem mehr oder weniger festgelegten Leitfaden. Als qualitative Form wird das Tiefeninterview vorgestellt, als quantitative Form das strukturierte Interview.

Tiefeninterview

Diese Interviewform - auch *Intensivinterview* genannt - wird eingesetzt, um unbewusste Prozesse und Motive aufzudecken. Das Gespräch muss in einer vertrauensvollen Atmosphäre stattfinden, der Interviewer/die Interviewerin hat zwar einen Leitfaden mit Fragen vorbereitet, aber der Ablauf ist offen und wird den Befragten angepasst, denn gerade spontane Einfälle sind wichtig. Diese Art der Befragung erfordert eine besonders sensible Gesprächsführung und spezielle Fragetechniken. Das Tiefeninterview hat unverkennbar seinen Ursprung in psychoanalytischen Ansätzen.

Strukturiertes Interview

Hier sind sowohl die Fragen als auch die möglichen Antworten vorgegeben. Der oder die Befragte äußert sich und der Interviewer kreuzt die Antwort an (z.B. nur ja/nein oder einen Punkt auf einer Skala). Der Vorteil dieser Methode liegt auf Seiten des Forschers, denn er bekommt quantitative Daten, die einfach auswertbar sind. Der Nachteil liegt aber auf der Hand: Hier dominiert die Theorie des Forschers, die Versuchspersonen haben keine Möglichkeit, eigene Sichtweisen einzubringen. Ein Beispiel sind die regelmäßigen Kundenbefragungen der Deutschen Bahn in den Zügen.

5.5 Schriftliche Befragung: Fragebogen

Das strukturierte Interview könnte im Prinzip auch als Fragebogen durchgeführt werden. Fragebögen sind in den Sozialwissenschaften ein sehr beliebte Erhebungsmethode: Fragebögen kann man verschicken und auch online stellen. Je nach Art der Antworten, können Fragebögen eher qualitativ mit offenen Fragen quantitativ mit geschlossenen Fragen ausgerichtet sein.

Offene Fragen

Hier ist dem Befragten freigestellt, was er oder sie wie ausführlich antwortet. Offenen Fragen sind nicht sehr beliebt, denn sie erfordern eine gewisse Verbalisierungs- und Schreibfähigkeit. Wenn viele Personen frei formulieren, dann ist die Auswertung für den Forscher schwierig, wenn er eine Verallgemeinerung aus den verbalen Daten ziehen will.

Geschlossen Fragen

Hier sind die Antwortmöglichkeiten vorgegeben. Man unterscheidet dabei

Dichotome Fragen: Es sind zwei Antworten vorgegeben: ja/nein; männlich/weiblich

Auswahlantwort: Aus mehrere Antworten darf eine angekreuzt werden.

Mehrfachantwortfragen: Aus mehreren Antworten dürfen mehrere angekreuzt werden

Ratingfragen: Auf eine Skala (meist von 1 bis 5) muss ein Wert angekreuzt werden.

Fragebögen mit geschlossenen Fragen sind einfach auszuwerten, aber wie bei den strukturierten Interviews gibt der Forscher vor, was überhaupt geantwortet werden kann. Viele Fragebögen enthalten deshalb eine Mischung aus geschlossenen und offenen Fragen. Die Konstruktion von Fragebögen ist nicht so einfach wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Es gibt viele Fehler, die man bei der Formulierung von Fragen und Antworten sowie beim Aufbau eines Fragebogens machen kann: für die Zielgruppe unverständliche Formulierungen, Suggestivfragen, Fragen mit stark wertenden Wörtern, mehrdeutige Fragen usw.

5.6 Inhaltsanalysen, Dokumentenanalysen

Inhaltsanalysen sind die Methoden, mit denen Vergegenständlichungen (Werke) ausgewertet werden. Es handelt sich um Auswertungsmethoden, denn die Dokumente, die untersucht werden, liegen vor, z. B. verbale Dokumente wie Zeitungsartikel, Tagebücher, Protokolle, Reden oder bildliche Dokumente wie Fotoalben, Pressefotos, Werbeanzeigen, Videoclips. Es gibt zahlreiche Merkmale, die man erheben kann, und zahlreiche methodische Varianten. Es geht aber immer darum, die Dokumente auf bestimmte inhaltliche Strukturen hin zu untersuchen. Auch hier kann man mehr qualitativ und mehr quantitativ orientierte Methoden unterscheiden.

Qualitative Inhaltsanalysen

Sie erinnern an die Methoden der Literaturwissenschaft, mit denen Texte interpretiert werden. Die qualitativen Inhaltsanalysen sind nicht so gut nachvollziehbar, aber sie sind wichtig, um überhaupt erst Kategorien, Hypothesen und letztlich Theorien zu generieren. Diese müssen sich dann an anderen Dokumenten bewähren.

Quantitative Inhaltsanalyse

Hier werden die Dokumente mit einem vorher festgelegten *Kategoriensystem* analysiert. Die Kategorien können aus einer Theorie abgeleitet oder ad-hoc zusammengestellt sein. Sie müssen trennscharf und erschöpfend sein: Jede Analyseeinheit (Wort, Satz, Überschrift, Bild) muss eindeutig einer Kategorie zugeordnet werden. Qualitative Inhaltsanalysen können teilweise auch mit dem Computer durchgeführt werden.

Inhaltsanalysen sind wichtig, wenn heterogenes verbales Material vorliegt, z.B. Transkriptionen anamnestischer oder therapeutischer Gespräche.

5.7 Statistische Methoden

Statistische Methoden setzen numerische Daten voraus, sie können also nur bei quantitativen Methoden angewendet werden.

Deskriptive Statistik. Sie dient dazu, viele Daten übersichtlich zusammenzufassen. So kann man den Mittelwert der Abiturnoten einer Schulklasse errechnen sowie die Streuung der Noten. Auch der Zusammenhang zwischen Merkmalen (z.B. Korrelation zwischen Abiturnote und späterem Einkommen) lässt sich berechnen.

Inferenzielle Statistik. Sie dient der Überprüfung von Hypothesen. So kann man z.B. mit einem *Signifikanztest* prüfen, ob ein gemessener Unterschied zwischen Männern und Frauen nur zufällig ist oder tatsächlich auf das Geschlecht zurückzuführen ist.

Die Statistik ist eine eigene Disziplin der Mathematik. In der psychologischen Forschung sind Kenntnisse der Statistik unverzichtbar. Gerechnet wird heute mit speziellen Computerprogrammen, z.B. Excel für einfachere, SPSS (Statistical Package for the Social Sciences) für komplexe Untersuchungen.

Lehrbücher

Bischof, Norbert (2008). Psychologie. Ein Grundkurs für Anspruchsvolle. Stuttgart: Kohlhammer.

Bourne, L. E. & Ekstrand, B.R. (1992). Einführung in die Psychologie. Eschborn bei Frankfurt: Verlag Dietmar Klotz.

Gerrig, Richard J. & Zimbardo, Philip G. (2008). Psychologie.

Hussy, Walter; Schreier, Margrit & Echterhoff, Gerald (2010). Forschungsmethoden in Psychologie und Sozialwissenschaften. Heidelberg: Springer.

Myers, David G. (2008). Psychologie. Heidelberg: Springer.

Schütz, Astrid; Brand, Matthias; Selg, Herbert & Lautenbacher, Stefan (2011). (Hg), Psychologie. Eine Einführung in ihre Grundlagen und Anwendungsfelder. Stuttgart: Kohlhammer.

Lexika

Arnold, W., Eysenck, H.J. & Meili, R. (1971). Lexikon der Psychologie. 3 Bände. Freiburg: Herder.

Asanger, R. & Wenninger, G. (Hg.).(1994). Handwörterbuch Psychologie. Weinheim: PsychologieVerlagsUnion.

Wirtz, Markus Antonius (Hg.). (2013). Dorsch Psychologisches Wörterbuch. Bern: Huber.

Städler, Th. (2003). Lexikon der Psychologie. Wörterbuch - Handbuch - Studienbuch. Stuttgart: Kröner.

Quellen

Bühler, K. (1927). Die Krise der Psychologie. (Nachdruck 1978. Frankfurt: Ullstein)

Herrmann, Th. (1987). Mechanismen, Felder und Systeme. Psychologische Rundschau, 38, 181-189.

Lauken, Uwe (1974). Naive Verhaltenstheorie. Stuttgart: Klett.

Wie läuft Forschung ab?

Jede empirische Untersuchung durchläuft gewöhnlich folgende Stadien (Hussy, Schreier & Echterhof, 2010):

1. Problem als Ausgangspunkt

Forschung ist der Versuch, eine Lösung für ein Problem zu finden, das entweder innerhalb oder außerhalb der Wissenschaft entstanden ist.

Grundlagenforschung. Wissenschaftsintern sind es entweder Lücken in einer Theorie oder Widersprüche zwischen verschiedenen Theorien, die eine Untersuchung erfordern. Wissenschaftsinterne Problem sind oft sehr speziell und für den außenstehenden Laien kaum nachvollziehbar. Auch eine praktische Anwendung ist nicht immer erkennbar, aber Grundlagenforschung hat oft unerwarteten praktischen Nutzen. Geld für derartige Forschung bekommt der Wissenschaftler auf *Antrag* bei einer Institution der Forschungsförderung (z.B. DFG = Deutsche Forschungsgemeinschaft).

Anwendungsforschung. Wissenschaftsextern wird Forschung durch ein praktisches Problem angeregt, für das eine Lösung gefunden werden muss. Anlass für derartige angewandte Forschung ist oft ein *Auftrag*, z.B. einer staatlichen oder gesellschaftlichen Institution an eine Hochschule oder ein Institut.

Gleichgültig woher der Impuls für eine Untersuchung kommt, das weitere Vorgehen unterscheidet sich nicht prinzipiell.

2. Fragestellung oder Hypothese

Empirische Forschung kann zwei Startpunkte haben: Entweder soll eine Fragestellung beantwortet oder eine Hypothese bestätigt werden.

Fragestellungen. Vor allem bei Problemen aus der Praxis oder bei einem neuen Forschungsfeld liegt oft noch keine Theorie vor, aus der man Hypothesen ableiten kann. Dann startet man mit einer Fragestellung, die empirisch überprüft wird. Diese Form der Forschung wird oft als minderwertiger angesehen, aber tatsächlich ist sie für praktische Anwendungen und als explorative Studie unverzichtbar. Oft ist eine derartige Untersuchung der Auslöser zur Konstruktion einer Theorie.

Hypothesen. Eine Hypothese (grch. = Unterstellung, Vermutung) ist eine Behauptung. Entweder wird aus einer Theorie eine Hypothese über die Wirklichkeit abgeleitet, oder der Forscher wagt ad-hoc eine Hypothese, die man dann in Untersuchungen überprüft. Es gibt eine Reihe von Hypothesentypen, die in Untersuchungen immer wieder vorkommen:

- **Zusammenhangshypothesen.** Sie behaupten einen Zusammenhang zwischen zwei Variablen. Beispiel: Die Sprachfähigkeit eines Kindes hängt vom Bildungsniveau der Eltern ab.
- **Unterschiedshypothesen.** Sie behaupten einen Unterschied zwischen zwei Gruppen. Beispiel: Logopädinnen sind strenger im Umgang mit Kindern als Logopäden.
- **Veränderungshypothesen.** Sie behaupten eine entwicklungs- oder interventionsbedingte Veränderung oder einen Trend. Beispiel: In den letzten Jahrzehnten haben die Sprachstörungen bei Kindern zugenommen.

- **Einzelfallhypothesen.** Sie stellen nur für einen Einzelfall eine Behauptung auf. Beispiel: Wenn der Patient X jeden Tag eine Stunde trainiert, wird in in einem halben Jahr nicht mehr stottern.

Wie man an den Beispielen sieht, können Hypothesen sehr unterschiedlich formuliert werden. Eine Hypothese wird durch die Daten bestätigt (verifiziert) oder widerlegt (falsifiziert).

3. Operationalisierung von Variablen

Jede Fragestellung und jede Hypothese enthält *Merkmale*. Merkmale können alle Eigenschaften der Untersuchungsobjekte (Menschen, Gruppen, Institutionen) sein, die verschiedene Ausprägungen annehmen können, deshalb auch Variablen. In der Hypothese „Die Sprachfähigkeit eines Kindes hängt vom Bildungsniveau der Eltern ab“ wird einen Zusammenhang zwischen den Variablen „Bildungsniveau“ und „Sprachfähigkeit“ behauptet. Für jede Variable in einer Fragestellung oder Hypothese muss festgelegt werden, wie ihre Ausprägung in der Wirklichkeit erfasst wird. Diesen Schritt nennt man *Operationalisierung*, da die Operationen angegeben werden, mit denen eine Variable erfasst oder gemessen wird. Variablen lassen sich danach einteilen, in welchen Ausprägungen sie erhoben werden:

- **Dichotome Variablen** haben nur zwei Ausprägungen. Beispiel: Geschlecht, Zustimmung,
- **Diskrete Variablen** haben mehrere Ausprägungen. Beispiele: Religionszugehörigkeit, Schulabschluss,
- **Stetige Variablen** variieren graduell. Beispiele: Zufriedenheit, Körpergröße, Sprachfähigkeit.

Eine für die empirische Forschung sehr wichtige Unterscheidung betrifft die Wahrnehmbarkeit einer Variablen:

- **Manifeste Variablen** sind direkt beobachtbar oder objektiv feststellbar. Beispiele: Alter (im Personalausweis), Geschlecht, Lesegeschwindigkeit. Diese Variablen sind relativ einfach zu operationalisieren.
- **Latente Variablen** sind nicht direkt beobachtbar, sondern angenommene Konstrukte. Dazu gehören viele wichtige psychologische Merkmale wie Intelligenz, Gewaltbereitschaft, rassistische Gesinnung, Neurotizismus usw. Latente Variablen sind schwer zu erheben.

Mit der Operationalisierung entscheidet der Forscher, ob er eher qualitativ oder quantitativ vorgeht und welche der Basismethoden er einsetzt.

4. Population und Stichprobe

Die Personen oder Ereignisse, für welche die jeweiligen Fragestellungen bzw. Hypothesen gelten sollen, muss festgelegt sein, man nennt sie bei Personen Population, bei Ereignissen Pool (engl. = Teich). Eine Population sind z. B. alle Logopädinnen Deutschlands, ein Pool alle Logopädienschulen und Studiengänge in Deutschland. Werden alle Personen oder Ereignisse in die Untersuchung einbezogen, spricht man von einer *Vollerhebung*. Meist können aber nicht alle Einheiten in die Untersuchung einbezogen werden, sondern es wird eine Stichprobe gezogen, die möglichst für die Population oder den Pool repräsentativ ist. Eine Stichprobe von Sprachäußerungen wird in der Linguistik als *Korpus* bezeichnet. Es gibt verschiedene Verfahren, um zu brauchbaren Stichproben zu kommen. Der Umfang der Population wird mit N, der Umfang der Stichprobe mit n angegeben. Die Stichprobe ist wichtig für die Verallgemeinerung der Befunde.

5. Durchführung der Erhebung

Die Erhebung oder Messung der Variablen sollte bei allen Versuchspersonen gleich ablaufen. Sie bekommen eine Instruktion, die ihre Aufgabe klar und eindeutig beschreibt. Oft werden zur objektiven Datenerhebung Apparaturen eingesetzt, z. B. Tonband, Video, Zeitmessgeräte, Logfiles. Eine standardisierte Erhebung setzt gleiche Situation und gleiche Versuchsleiter voraus. Es dürfte klar sein, dass dies nur in Annäherung erreicht werden kann, da es vor allem außerhalb des Labors zahlreiche Störquellen gibt.

In vielen Fällen sollen die untersuchten Personen die Fragestellung oder Hypothese nicht kennen, damit dadurch die Ergebnisse nicht verfälscht werden. Man spricht dann von einem *Blindversuch*. Wenn auch der Durchführende einer Untersuchung die Hypothese nicht kennt, spricht man von einem *Doppelblindversuch*. Damit soll vermieden werden, dass die Erhebung im Sinne des Forscher beeinflusst wird.

6. Auswertung der Daten

Die erhobenen quantitativen oder qualitativen Rohdaten werden meist weiter verarbeitet, z. B. transkribiert oder in elektronische Form umkodiert.

Statistische Auswertung. Quantitative Daten werden mit dem Computer mit deskriptiven und inferenziellen statistischen Verfahren ausgewertet.

Interpretative Auswertung. Bei qualitativen Daten sind die Verfahren der Auswertung nicht so streng festgelegt, hier hat der Forscher einen gewissen Spielraum der Einschätzung und Bewertung. Allerdings darf er nicht völlig frei entscheiden, sondern es gibt Richtlinien, an die er sich halten sollte. Wenn möglich wird auch die Auswertung verbaler Daten auf Zählen von Inhalten oder Einschätzungen mittels Ratings nicht verzichten.

7. Interpretation der Befunde

Eine Fragestellung muss anhand der erhobenen Daten beantwortet, eine aufgestellte Hypothese bestätigt (= verifiziert) oder widerlegt (= falsifiziert) werden. Verifikation oder Falsifikation lassen Rückschlüsse auf die Theorie zu. Theorien sind nicht wahr oder falsch, sondern nur mehr oder weniger bestätigt. Eine gut bestätigte Theorie hat vielen empirischen Überprüfungen standgehalten. Die nicht bestätigten Hypothesen sind oft Anlass für weiterführende Untersuchungen, denn der Forscher ist zu Überlegungen gezwungen, warum seine Befunde von der Theorie oder seinen Erwartungen abweichen. Die Falsifikation einer Hypothese ist deshalb für den wissenschaftlichen Fortschritt genauso wichtig wie ihre Verifikation.

8. Forschungsbericht

Eine Untersuchung wird in einem Forschungsbericht dokumentiert. Dieser muss so ausführlich sein, dass alle Stadien der Untersuchung für einen Lesenden nachvollziehbar sind. Das eingesetzte Untersuchungsmaterial muss abgedruckt sein. Alle erhobenen Rohdaten müssen tabellarisch vorliegen. Der Grund für diese Ausführlichkeit: Jede Entscheidung des Forschers muss offengelegt werden, um kritisierbar zu sein. Zudem muss eine Untersuchung grundsätzlich wiederholbar (= replizierbar) sein, um die Ergebnisse überprüfen zu können. Das sind hohe Ansprüche, die in der Realität nicht immer eingehalten werden können. Durch Replikationen sind in den letzten Jahren einige wissenschaftliche Schwindler aufgefliegen.

9. Beispiel: Wirken Schlagzeilen?

Soweit der Schnelldurchlauf für eine empirische Untersuchung. Um das Vorgehen anschaulicher zu machen, wird ein Beispiel aus der psycholinguistischen Forschung referiert (geringfügig vereinfacht nach Bock, 1978). Dabei geht es um die Wirkung von Schlagzeilen im Journalismus.

Problem. Viele Zeitungen überschreiben ihre Artikel mit anreißerischen, akzentuierenden Überschriften. Es stellt sich die journalistisch wichtige Frage, ob derartige Schlagzeilen einen Einfluss auf das Verstehen und Behalten des nachfolgenden Textes haben kann.

Fragestellung/Hypothese. Man kann aufgrund bestimmter psycholinguistischer Theorien davon ausgehen, dass der erste Satz eines Textes für die Verarbeitung der nachfolgenden Sätze eine besondere Rolle spielt: Er bildet den Kontext, auf den alle späteren Sätze bezogen werden, während er selbst unabhängig von diesen verstanden wird. Beginnt ein Text mit einer akzentuierenden Überschrift, ist deshalb zu erwarten, dass verschiedene Inhalte je nach ihrem inhaltlichen Bezug zu dieser Überschrift unterschiedlich gut behalten werden. Als Hypothese formuliert: Unterschiedlich akzentuierende Überschriften (unabhängige Variable) bewirken selektive Behaltensleistungen (abhängige Variable).

Erhebungsmethode. Zur Variation der unabhängigen Variablen (Überschrift) werden Texte gewählt, die in zwei Inhaltsbereiche zerfallen. Beispiel: Ein Text behandelt ein Thema der Haushaltsunfälle, indem er (1) über eine Dokumentation aus dem Bundesgesundheitsministerium und (2) über ein Säureunglück in München berichtet. Derselbe Text wurde mit den Überschriften

- (1) Unfälle im Haushalt! Dokumentation aus dem Bundesgesundheitsministerium.
- (2) Salzsäure statt Traubensaft! Grässlicher Unfall in München

eingeleitet, die jeweils auf verschiedene Inhalte hinweisen. Zur Messung der abhängigen Variablen (selektive Behaltensleistung) unterstrichen zunächst einige Beurteiler, die den Text sorgfältig lesen durften, jeweils die Inhaltswörter, die zu einer der beiden Überschriften besonders gut passten. Auf diese Weise wurden zwei überschriftsspezifische Wortklassen gebildet. Mit dieser Wortliste ist es möglich, eine freie Wiedergabe nach der Lektüre danach zu überprüfen, ob mehr Inhaltswörter zu der einen oder zu der anderen Überschrift reproduziert wurden.

Stichprobe. Der Experimentator setzte 84 Versuchspersonen ein, zu denen er keine weiteren Angaben macht.

Durchführung. Zwei Experimentalgruppen ($n = 27$) bekamen den Text mit Überschrift (1) oder (2), eine Kontrollgruppe bekam ihn ohne Überschrift Satz für Satz in festgelegter Darbietungsrate präsentiert (Gedächtnisstrommel). Im Anschluss daran wurden die Versuchspersonen gebeten, alles aufzuschreiben, was sie von dem Text behalten haben.

Auswertung. Ein Vergleich aller drei Gruppen erbrachte keinen quantitativen Unterschied im Behalten von Inhaltswörtern: Ob der Text mit oder ohne Überschrift gelesen wurde, hatte auf die Anzahl der behaltene Inhaltswörter keinerlei Einfluss. Ein qualitativer Vergleich der Experimentalgruppen mit Wortliste zeigte jedoch: Diejenigen Wörter, die mit einer Überschrift inhaltlich eng verbunden waren, wurden unter dieser Überschrift signifikant besser behalten als unter der Überschrift, mit der sie inhaltlich weniger eng verbunden waren.

Interpretation. Die aufgestellte Hypothese wurde bestätigt: Es ist keinesfalls gleichgültig, mit welcher Überschrift ein Text eingeleitet wird, denn sie bestimmt die inhaltliche Ausrichtung der Verarbeitung mit. Dies geschieht vermutlich dadurch, dass die im Titel angesprochenen Begriffe als "Organisationskerne" wirken, auf die die nachfolgenden Informationen bezogen werden. Die Überschrift gibt sozusagen einen Hinweis darauf, was im folgenden Text wichtig und was weniger wichtig ist.

10. Gütekriterien einer Untersuchung

Wer einem empirischen Ergebnis gegenüber skeptisch bleibt, kann verschiedene mögliche Schwächen überprüfen und Kritikpunkte äußern. Nachfolgend die wichtigsten Kriterien, an die man bei einer Beurteilung von empirischen Untersuchungen denken muss: Objektivität, Reliabilität (= Zuverlässigkeit) und Validität (= Gültigkeit).

Objektivität

Eine Untersuchung ist objektiv, wenn das Ergebnis unabhängig von den Untersuchenden ist. Man unterscheidet *Durchführungsobjektivität*, *Auswertungsobjektivität* und *Interpretationsobjektivität*, die gefährdet sein können:

- Das Ergebnis ist vom Verhalten des Versuchsleiters abhängig (Versuchsleitereffekte), z. B. von seiner Art, Fragen zu stellen.
- Das Ergebnis ist von den Entscheidungen der Auswerter abhängig. Dieser Punkt gefährdet vor allem qualitative Methoden.
- Das Ergebnis ist von individuellen Einstellungen und Deutungen des Wissenschaftlers abhängig.

Gute Objektivität ist vor allem durch rigorose Standardisierung der Untersuchung erreichbar.

Reliabilität

Dieses Gütekriterium betrifft die Zuverlässigkeit des Mess- oder Erhebungsinstrumentes. Eine Untersuchung ist reliabel, wenn das Erhebungs- bzw. Messverfahren das zu messende Merkmal genau erfasst. Sicher nachweisbar ist dies nur durch eine Wiederholung der Erhebung, die bei Reliabilität zu gleichen Ergebnissen führen muss. Die Reliabilität kann durch folgende Punkte gefährdet sein:

- Situative Störfaktoren gehen in den Messwert ein, z.B. Grad der Ermüdung oder Lärmbelästigung bei einer Intelligenzmessung.
- Das Erhebungsinstrument ist nicht sorgfältig konstruiert, z. B. kann eine Frage mehrdeutig sein.
- Das Erhebungsinstrument beeinflusst die zu messende Variable.
- Die Versuchspersonen interpretieren die Instruktion und damit die Aufgabe verschieden.

Validität

Die Gültigkeit bzw. Aussagekraft der Ergebnisse ist das wichtigste Gütekriterium. Man unterscheidet interne und externe Validität.

Interne Validität. Eine Untersuchung ist valide, wenn genau die Merkmale gemessen werden, die tatsächlich gemessen werden sollen. Hier geht es also um das Problem einer gültigen Operationalisierung der Variablen. Misst z.B. ein Intelligenztest tatsächlich Intelligenz oder nur Bildungswissen oder Konzentrationsfähigkeit? Fehlerquellen für die interne Validität sind:

- Das Erhebungsverfahren erfasst überhaupt nicht die Variable, die gemessen werden soll.
- Es gibt unkontrollierte Variablen, die in das Ergebnis mit eingehen (Konfundierung).
- Variablen unterliegen zeitlichen Einflüssen, z. B. historischem Wandel oder Reifung.

Die Absicherung der Validität ist ein komplexer Prozess, auf den hier nicht eingegangen werden kann.

Externe Validität. Eine Untersuchung ist extern valide, wenn die Ergebnisse über die Untersuchung hinaus verallgemeinerbar sind. Die externe Validität kann durch folgende Punkte gefährdet sein:

- Die Stichprobe von Versuchspersonen ist nicht repräsentativ, das Ergebnis darf deshalb auch nicht auf die Population verallgemeinert werden.
- Die Untersuchungssituation ist zu künstlich. In diesem Fall spricht man von mangelnder *ökologischer Validität* einer Untersuchung.

Die Gütekriterien hängen voneinander ab: Wenn die Reliabilität schlecht ist, dann kann auch die interne und externe Validität nicht gut sein. Keine Untersuchung kann alle Gütekriterien perfekt erfüllen.

Quellen

Ballstaedt, St.-P. & Friedrich, Felix (2010). Wissenschaftliches Arbeiten. Einführung in qualitative und quantitative Forschungsmethoden. Studienbrief für die Europäische Fernhochschule Hamburg GmbH.

Bock, Michael (1978). Überschriftsspezifische Selektionsprozesse bei der Textverarbeitung. Archiv für Psychologie 130, 75-93.

Bortz, Jürgen & Döring, Nicola (2006). Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler. Heidelberg: Springer Medizin Verlag.

Hussy, Walter; Schreier, Margrit & Echterhoff, Gerald (2010). Forschungsmethoden in Psychologie und Sozialwissenschaften. Heidelberg: Springer.

Steffen-Peter Ballstaedt | I / 2014



Forschungsstrategien und Untersuchungspläne

In komplexen empirischen Untersuchungen werden Erhebungsmethoden der Beobachtung, Befragung und Inhaltsanalyse und statistische Auswertungsmethoden miteinander kombiniert. Man spricht dann von *Forschungsansätzen* und *Untersuchungsplänen*. Einige verbreitete Forschungsansätze werden nachfolgend kurz vorgestellt: Experimente, Evaluationsstudien, Längsschnittstudien, Fallstudien (Kasuistik), Tests, Computersimulation.

I. Experimente

Das Experiment ist die strengste Form einer wissenschaftlichen Untersuchung. Es dient der Überprüfung von Hypothesen und dient der Erforschung kausaler Zusammenhänge zwischen einer oder mehreren unabhängigen und einer oder mehreren abhängigen Variablen. Der Wissenschaftler schafft im Experiment künstlich eine Situation im Labor, in der er möglichst alle Bedingungen kontrollieren kann: Entweder hält er sie konstant oder er verändert sie systematisch. In einem Experiment werden meist Gruppen von Versuchspersonen über Mittelwerte miteinander verglichen.

unabhängige Variable/n (UV): Sie wird/werden vom Forscher variiert, um ihren Einfluss auf die abhängige Variable/n zu erheben (Beispiel: Alkoholkonsum)

abhängige Variable/n (AV): Sie wird/werden erhoben, um den Zusammenhang zur unabhängigen Variable/n zu erfassen (Beispiel: Reaktionsgeschwindigkeit)

Das Ergebnis eines Experiment stellt die UV als Funktion der AV dar: $AV = f(UV)$. Im Beispiel: Die Reaktionsgeschwindigkeit wird in Abhängigkeit vom Alkoholkonsum erhoben, um die Frage zu beantworten: Wie wirkt Alkoholkonsum auf die Reaktionsgeschwindigkeit.

Experimente sind in den Naturwissenschaften die entscheidende Methode, in den Sozialwissenschaften sind sie aber umstritten. Vor allem drei Argumente werden angeführt:

1. Anders als in der Physik oder Chemie sind nie alle Variablen kontrollierbar, da Menschen ihre Lebensgeschichte, Gedanken und Gefühle in die Situation einbringen. Versuchspersonen können eine Untersuchung z. B. auch bewusst verfälschen. Die Befunde aus einem Experiment sind also selten eindeutig interpretierbar bzw. auf die unabhängige Variable zurückführbar.

2. Die Befunde eines Experiments im psychologischen Labor sind wegen der eingeschränkten Situation für das wirkliche Leben nicht repräsentativ, die Befunde sind *methodische Artefakte*, d.h. kommen nur durch experimentelle Situation zustande. Ob diese Kritik zutrifft ist nur von Fall zu Fall zu entscheiden. Der Experimentator muss darauf bedacht sein, trotz Bedingungskontrolle eine nicht zu künstliche, ökologisch untaugliche Situation zu schaffen.

3. Gegen Experimente mit Menschen werden ethische Bedenken angebracht: Da der Forscher die Situation kontrolliert, übt er Macht über seine Versuchspersonen aus, die oft gar nicht wissen, um was es eigentlich geht (Blindversuch). Die Versuchspersonen werden ohne Wissen und Einsicht in die Situation manipuliert, deshalb ist die Durchführung von Experimenten ethisch nicht verantwortbar. Diesem Kritikpunkt wird durch berufsethische Verpflichtungen begegnet, die jede Schädigung eines Probanden verbieten (erfreulicherweise sind psycholinguistische Experimente meist harmlos).

Da die strengen Anforderungen für ein Experiment in den Sozialwissenschaften selten eingehalten werden können, spricht man von Quasi-Experimenten.

Experimente sind sinnvoll, wenn klare Hypothesen mit gut operationalisierten Variablen aufgestellt werden können. Es gibt in der Sprachpsychologie Fragen, die nur durch eingeschränkte, aber präzise Laborexperimente beantwortet werden können. So lassen sich z. B. Verarbeitungsprozesse beim Sprechen oder Verstehen direkt gar nicht beobachten, sie müssen aus exakten Messungen (z. B. Reaktionszeiten oder sprachlichen Leistungen) erschlossen werden.

2. Evaluationsstudien

Hier geht es um eine empirisch fundierte Bewertung von durchgeführten Maßnahmen. Es wird überprüft, ob die Ziele einer Intervention tatsächlich erreicht wurden. Evaluationen finden im Bildungs- und im Gesundheitswesen statt. Schauen wir uns einige Beispiele an:

- Hochschulen sind verpflichtet, die Qualität von Lehrveranstaltungen regelmäßig zu evaluieren.
- Studiengänge müssen akkreditiert werden, was eine Bewertung der Inhalte, der Dozenten und der Studierbarkeit umfasst.
- Die PISA- oder die IGLU-Studien sind Evaluationen des Schulsystems eines Landes im Vergleich zu anderen Ländern
- Die Erfolge verschiedener Psychotherapien werden auf den Prüfstand gestellt, um zu entscheiden, ob sie von den Kassen gezahlt werden sollen.

Bei der *summativen* Evaluation werden die Auswirkungen einer Maßnahme am Abschluss untersucht. Bei der *formativen* Evaluation wird die Umsetzung von Maßnahmen fortlaufend überprüft (Begleitforschung). Die formative Evaluation ist eine Rückmeldung über den ablaufenden Prozess, die noch zu einer Umsteuerung führen kann.

Evaluationen sind meist Auftragsforschung. Da es letztlich um eine Bewertung geht, die Konsequenzen nach sich zieht, ist die Unparteilichkeit der Forschung von großer Bedeutung. Bei den Betroffenen ist Evaluation deshalb meist unbeliebt, obwohl sie oft Chancen für eine Verbesserung bedeutet.

3. Längsschnittstudien

Dieser Forschungsansatz ist vor allem in der Entwicklungspsychologie und der Soziologie verbreitet, um Veränderungen über längere Zeiträume zu erfassen. Dazu wird eine Erhebung derselben Variablen in einer Reihe von Zeitpunkten durchgeführt. Man unterscheidet drei Typen:

Trend-Studie (Survey). Hier werden die Variablen zu jedem Zeitpunkt an einer neuen, aber vergleichbaren Stichprobe untersucht, um langfristige gesellschaftliche Trends zu ermitteln. Beispiele: Die Erhebung der Zufriedenheit der Bahnkunden; fortlaufende Erhebung des Investitionsklimas.

Panel-Studie. Hier wird immer dieselbe Stichprobe untersucht. Dazu muss der Forscher die Versuchspersonen bei der Stange halten und eventuell Ausfälle ersetzen. Ziel ist es hier, individuelle Veränderungen zu erfassen. Beispiel: Gedächtnisleistungen werden über die Lebensspanne erhoben

Kohortenstudie. Hier wird eine Gruppe von Personen untersucht, die durch ein prägendes Ereignis definiert ist. Beispiel: Frauen, bei denen während der Geburt

Komplikationen aufgetreten sind; Kinder, die sexuell missbraucht wurden. Hier geht es darum, die Langzeitwirkungen des Ereignissen zu erforschen.

Längsschnittuntersuchungen sind sehr aufwändig, abschließende Befunde liegen oft erst nach Jahren oder Jahrzehnten vor.

4. Kasuistik, Fallstudien

Im klinischen Bereich spielt die Fallstudie oder kasuistische Studie (lat. casus = Einzelfall, $n = 1$) eine wichtige Rolle: Eine Person wird ausführlich und oft über einen längeren Zeitraum (Längsschnitt- oder Verlaufsuntersuchung) regelmäßig beobachtet und mit verschiedenen Methoden ausführlich untersucht. Eine Fallstudie liefert zunächst eine sorgfältige und breit angelegte Beschreibung, die die Gesamtpersönlichkeit und das soziale Umfeld mit einbezieht. Auch eine Fallstudie muss prinzipiell wiederholbar angelegt sein, auch wenn eine zweite Untersuchung selten erfolgt. Die wissenschaftliche Auswertung von Fallstudien kann verschieden aussehen.

1. Jeder untersuchte Patient wird als einzigartiger Fall aufgefasst, der einer eigenen Erklärung bedarf. Obwohl sicher jeder Fall eine einmalige Konstellation darstellt, bleiben Beschreibungen ohne Verallgemeinerung wissenschaftlich unbefriedigend. Bei sehr seltenen Syndromen liegen jedoch oft nur vereinzelte Fallstudien vor.

2. Da sich Befunde an einem Einzelfall nicht problemlos verallgemeinern lassen, dient die Fallstudie der Hypothesenfindung, die dann Untersuchungen an Gruppen nach sich zieht. Explorative Einzelfallstudien und systematische Experimente können sich so ergänzen.

3. Mehrere Einzelfallstudien werden verglichen und zusammengefasst, indem die Gemeinsamkeiten verallgemeinert werden (*Aggregation*). Hier liegt das Problem in der Entscheidung, welcher Fall in die Gruppe aufgenommen wird und welcher nicht.

Sorgfältige Fallstudien tragen im sprachpathologischen Bereich erheblich zu unserem Wissen über die kognitive Verarbeitung bei, indem Unterschiede und Ähnlichkeiten zwischen Patienten durch präzise Aufgabenstellungen ermittelt werden. Man unterscheidet folgende Befundmuster:

Assoziation. Ein Patient Z, der bei der Aufgabe 1 beeinträchtigt ist, zeigt auch Beeinträchtigungen bei den Aufgaben 2, 3 und 4. Auch wenn man mehrere Patienten mit diesem Befundmuster findet, ist bei der Interpretation Vorsicht geboten. Es kann sein, dass die Assoziation nicht durch gleich beteiligte Prozesse, sondern allein anatomisch erklärbar ist: Der Gewebeausfall umfasst anatomisch angrenzende Gebiete, die aber funktional nichts miteinander zu tun haben.

Einfache Dissoziation. Ein Patient X ist bei der Aufgabe 1 beeinträchtigt, zeigt aber eine normale Leistung bei der Aufgabe 2. Beispiel: Ein Patient kann keine Wörter lesen, aber Gesichter bekannter Persönlichkeiten erkennen. Diese Dissoziation zwischen Lesefähigkeit und Gesichtserkennung kann darauf zurückgeführt werden, dass beide Leistungen "nichts miteinander zu tun haben", d.h., dass ihnen verschiedenen Verarbeitungsprozesse zugrundeliegen. Leider ist das aber nur eine denkbare Interpretation. So wäre es auch möglich, dass an beiden Aufgaben dieselben Verarbeitungsprozesse beteiligt sind, aber die Aufgabe 2 wesentlich einfacher ist und deshalb noch bewältigt wird. Eine einfache Dissoziation ist also noch mehrdeutig.

Doppelte Dissoziation. Im Vergleich zum Patienten X findet sich ein Patient Y, der bei der Aufgabe 1 nicht beeinträchtigt ist, aber schlechte Leistungen bei der Aufgabe 2 zeigt. Dieses doppelte Befundmuster ist nun ein wichtiger Indikator dafür, dass kognitive Prozesse, die der Leistung in Aufgabe 1 zugrunde liegen nicht

in die Aufgabe 2 eingehen und umgekehrt. Doppelte Dissoziationen sind besonders interessant, wenn es sich um sehr ähnliche Aufgaben handelt. Beispiel: Aufgabe 1: Wörter schreiben; Aufgabe 2: Wörter aussprechen.

Trotz Schwierigkeiten bei der Interpretation von Dissoziationen und vor allem Assoziationen können viele sorgfältige Fallstudien schließlich wie ein Mosaik ein Bild von der Sprachverarbeitung bzw. der Architektur des kognitiven Apparates geben.

5. Testverfahren

Ein Test kann als eine standardisierte empirische Untersuchung aufgefasst werden, bei der Fragestellung, Messverfahren, Datenerhebung, Auswertung und Interpretation festgelegt sind. Tests werden als Routineverfahren für immer wiederkehrende Erhebungen in der Praxis (Diagnostik) und der Forschung entwickelt, z. B. von Variablen wie Intelligenz oder Konzentrationsfähigkeit, in der Logopädie aktiver Wortschatz oder Wortverstehen. Tests zu mehreren Leistungen werden zu einer *Testbatterie* zusammengefasst. Der Allgemeine Deutsche Sprachtest (ADST) setzt sich z. B. aus sechs Untertest zusammen: Textverstehen, Wortschatz, Wortbildung, Satzgrammatik, Lau-Buchstaben-Koordination, Rechtschreibung. Die einzelnen Aufgaben in einem Text werden *Items* genannt.

Test werden aufwändig entwickelt, meist auf der Grundlage einer gut bestätigten Theorie. Sie werden zunächst an einer großen Stichprobe eingesetzt, um die Verteilung der Variablen in der Population zu bestimmen. Testverfahren müssen statistisch ermittelte Werte für Objektivität, Reliabilität und Validität erfüllen. Beim Einsatz bei einer Person kann dann die Leistung mit dieser *Normstichprobe* verglichen werden.

Mit Hilfe von Tests lässt sich der aktuelle psychische Zustand erfassen, z. B. Leistungen der Intelligenz, des Gedächtnisses, der Aufmerksamkeit, der Sensumotorik oder der Affektivität. Ausmaß und Beschaffenheit einer Störung lassen sich durch Tests objektivieren. In der Sprachpsychologie werden Test eingesetzt, die folgende Fertigkeiten messen: Lesefähigkeit, Benennen, Sprachverständnis, Nachsprechen, Schreiben nach Diktat.

Mit wiederholter Testung (Längsschnittuntersuchung) lassen sich Veränderungen des psychischen Zustands erheben. Das ist z. B. für die Evaluation von therapeutischen oder rehabilitativen Maßnahmen wichtig: Die Leistungen vor und nach der Behandlung werden verglichen. Bei Verlaufsuntersuchungen wird an mehreren Zeitpunkten getestet, wobei nicht dieselben Testformen zur Anwendung kommen, sondern Paralleltests eingesetzt werden.

Test sind für die berufliche Praxis der Logopädie unverzichtbar, folgende Test werden z.B. oft eingesetzt:

- **Allgemeiner Deutscher Sprachtest (ADST):** Textverstehen, Wortschatz, Wortbildung, Satzgrammatik, Lau-Buchstaben-Koordination, Rechtschreibung
- **Aachener Aphasietest (AAT):** Diagnose von Aphasien infolge erworbener Hirnschäden
- **Aktiver Wortschatztest (AWST):** Erfassung des expressiven Wortschatzes
- **Sprachentwicklungstests (SETK-2, 3-5, 5-10):** Erfassung rezeptiver und produktiver Sprachverarbeitung in verschiedenen Altersgruppen
- **Patholinguistische Diagnostik bei Sprachentwicklungsstörungen (PDSS):** Erfassung von 23 rezeptiven und produktiven Variablen

Tests müssen aber verantwortungsvoll eingesetzt werden. Es geht nicht nur darum, in einer Tabelle einen Testwert nachzuschlagen, sondern das Testhandbuch muss gelesen werden, um die Aussagekraft des Testwerts einschätzen zu können.

6. Anmerkung zur Empirie

Empirische Forschung ist der Versuch, die Erkenntnisgewinnung zu systematisieren und damit überprüfbar zu machen, um gegen Alltagstheorien und spekulative Theorien argumentieren zu können. Aber auch Wissenschaftler können Fehler machen und es ist deshalb wichtig, ihre Arbeit wissenschaftsintern und durch eine kritische Öffentlichkeit zu kontrollieren.

Eine einzelne Untersuchung kann zwar eine Hypothese bestätigen, ist aber in den Sozialwissenschaften nicht beweiskräftig für eine Theorie. Erst eine Übereinstimmung oder Konvergenz von Befunden, die aus methodisch unterschiedlichen Untersuchungen stammen führen langfristig zu gesicherten Erkenntnissen. Ein Einzelbefund bekommt seine Bedeutung erst im Geflecht anderer Befunde. Deshalb sollte man gerade in den Sozialwissenschaften jedem Einzelbefund gegenüber skeptisch bleiben. Die Gerührteren der Objektivität, Reliabilität und Validität sind dabei wichtige Kriterien.

Steckbriefe: Disziplinen der Psychologie

Die folgenden Disziplinen der Psychologie stehen nicht nebeneinander, sondern bilden jeweils eine besondere Sichtweise auf das Erleben, Verhalten und ihre Vergegenständlichungen. Wir fächern zuerst den Themenbereich der Disziplin auf, danach führen wir einige praktische Anwendungen an, die für die Logopädie von Bedeutung sind. In diesem Berufsfeld müssen Kenntnisse und Kompetenzen aus mehreren psychologischen Disziplinen eingebracht werden. Dabei handelt es sich hier nur um kurze Steckbriefe.

I. Allgemeine Psychologie

Gegenstand/Themen

Die Allgemeine Psychologie befasst sich mit den Grundlagen des Erlebens und Verhaltens, die allen Menschen gemeinsam sind. Diese Disziplin stellt sozusagen den Kernbestand psychologischen Wissens dar. Themen:

- Wahrnehmen in allen Sinnesmodalitäten
- Vorstellen
- Begriffe
- Erinnern, Wissen
- Sprechen und Sprachverstehen
- Lernen
- Denken und Problemlösen
- Fühlen, Emotionen
- Motivation
- Psychomotorik
- Handeln

Die allgemeine Psychologie grenzt sehr eng an die Neurobiologie, denn die grundlegenden psychischen Funktionen können nur mit Bezug auf das Nervensystem zufriedenstellend untersucht werden. Mit der Sprachpsychologie (oder Psycholinguistik) und der Psychomotorik stellt die allgemeine Psychologie das theoretische Herzstück für die Arbeit des Logopäden dar.

Anwendungen

Die Allgemeine Psychologie spielt in alle Anwendungsfelder hinein. Was die Logopädie betrifft, sind zwei Bereiche wichtig:

Einmal kann man Sprachtherapie als angewandte Psycholinguistik auffassen. Nur wer weiss, wie Sprechen und Verstehen genau funktionieren, kann auch therapeutisch sinnvoll in diesen Prozess eingreifen.

Ein zweiter wichtiger Bereich ist die Lerntheorie, denn jede Form von Therapie ist ein Prozess des Umlernens und Neulernens. Aus der Lerntheorie sind wichtige Methoden der Beeinflussung von Verhalten abgeleitet, z. B. die Konditionierung durch Verstärkung.

2. Sozialpsychologie

Gegenstand/Themen

Sozialpsychologen befassen sich mit dem Erleben und Verhalten in Abhängigkeit von sozialen und gesellschaftlichen Prozessen. Sie interessieren die Einflüsse auf

Erleben und Verhalten, die von der Anwesenheit der Anderen ausgehen. Die Sozialpsychologie hat damit eine große Nähe zur Soziologie. Themen:

soziale Motive: Anerkennung, Sympathie, Antipathie

- Kommunikation und Interaktion
- Gruppenprozesse
- Rolle und Status, Führung
- soziale Einstellungen, Vorurteile
- soziale Konflikte
- Kooperation und Teamarbeit
- Konformität und Abweichung
- aggressives und prosoziales Verhalten
- kollektives Verhalten

Das zentrale Problem der Sozialpsychologie betrifft die Spannung zwischen Individuum und Gesellschaft. Es gibt Psychologen, die davon ausgehen, dass der Mensch vom embryonalen Dasein an durch Beziehungen zu anderen Menschen und der umgebenden Gemeinschaft so geprägt wird, dass jede Psychologie eigentlich Sozialpsychologie ist. Das Individuum ist ein Niederschlag sozialer Beziehungen. Demgegenüber gibt es aber auch Individuen, welche die Gesellschaft meiden und sich nicht vereinnahmen lassen. In ihrer Ablehnung bleiben sie allerdings auf die Gesellschaft bezogen.

Anwendungen

Die Sozialpsychologie ist als Reaktion auf gesellschaftliche Probleme und Konflikte entstanden. Die bekannteste Anwendung ist wahrscheinlich die Gruppendynamik. Hier geht es um Wissen über soziale Prozesse in Kleingruppen (2 bis höchstens 30 Personen) und deren Beeinflussung. Dieses Wissen wird für effektive Arbeitsgruppen und therapeutische Gruppen (z. B. Selbsterfahrungsgruppen) nutzbar gemacht.

Für den Umgang mit Patienten und Angehörigen ist die Beherrschung von Formen der Gesprächsführung wichtig. Meist wird die nicht-direktive Methode angewandt. Mit einem Bündel an eingeübten Verhaltensweisen versucht der Therapeut, ein Klima von Einfühlung und Verständnis zu schaffen, die es dem Patienten oder Angehörigen ermöglicht, seine eigenen Möglichkeiten zur Lösung seiner Probleme zu finden.

3. Persönlichkeitspsychologie

Gegenstand/Themen

Diese Disziplin wird auch Differentielle Psychologie genannt, da sie sich mit den Unterschieden (= Differenzen) der Menschen befasst. Sie untersucht Erleben und Verhalten, wie es sich individuell in einer Persönlichkeit oder einem Charakter ausprägt. Verschiedene Menschen können sich in einer Situation sehr unterschiedlich verhalten, aber im Verhalten eines einzelnen Menschen findet man Regelmäßigkeiten. Themen:

- Bedürfnisse, Motive und Interessen
- Eigenschaften
- Begabungen, Intelligenz
- Identität und Selbst
- Persönlichkeitstypen und -diagnostik

Ein Problem der Persönlichkeitspsychologie wirft die Frage auf: Gibt es über die Lebenszeit und über zahlreiche Situationen überhaupt so etwas wie eine stabile

Persönlichkeit? Es ist auch denkbar, dass wir nur verschiedene soziale Rollen spielen, hinter denen kein überdauerndes Selbst zu finden ist.

Anwendungen

Die Persönlichkeitspsychologie bietet Wissen über den Bereich, den man alltagssprachlich Menschenkenntnis nennt. Hier komme es auf die Einschätzung von Unterschieden zwischen Personen an. Das hauptsächlich Anwendungsgebiet sind Tests in verschiedenen Bereichen wie Sport, Kriminologie, Berufswahl usw. Diese Disziplin der Psychologie spielt in der Sprachtherapie nur eine untergeordnete Rolle.

4. Entwicklungspsychologie

Gegenstand/Themen

Diese Disziplin betrachtet alle bisher genannten Themen unter dem Aspekt ihrer Entwicklung und Veränderung im Laufe des Lebens. Während sich früher die Entwicklungspsychologen vor allem mit der Entwicklung bis zum Erwachsenenalter beschäftigt haben, untersucht heute diese Disziplin die gesamte Lebensspanne: Säuglingsalter, Kindheit, Adoleszenz, Erwachsenen- und Seniorenalter. Auch im Erwachsenenalter finden wichtige Veränderungen im Erleben und Verhalten statt. Themen:

- motivationale Entwicklung
- emotionale Entwicklung
- kognitive Entwicklung
- Sprachentwicklung
- moralische Entwicklung

Ein zentrales Problem für die Entwicklungspsychologie betrifft die Auswirkungen von Anlage und Umwelt. Die Anlagen entfalten sich in Prozessen der Reifung, die Umwelt prägt das Individuum in Prozessen des Lernens. Obwohl es heute keine reinen Anlage- und Umwelttheoretiker gibt, macht es doch einen Unterschied, von welchen Bedingungen man ausgeht:

Endogenistische Ansätze räumen den biologischen Anlagen eine Dominanz ein, die durch Umweltbedingungen nur in Grenzen modifiziert werden kann.

Exogenistische Ansätze räumen der Umwelt die wichtigere Rolle ein. Einflüsse der Anlagen werden davon völlig überformt und kanalisiert.

Dialektische Ansätze gehen von einer Interaktion von Anlage und Umwelt aus. Der Mensch gestaltet seine Umwelt und diese wirkt auf ihn wieder zurück.

Die Entwicklungspsychologie hat eine eigene Methodik entwickelt. In *Querschnittsuntersuchungen* werden mehrere Stichproben verschiedenen Alters miteinander verglichen und die Unterschiede als Entwicklung interpretiert. In *Längsschnittuntersuchungen* werden Einzelpersonen oder eine Stichprobe über einen längeren Zeitraum wiederholt untersucht.

Anwendungen

Der Entwicklungspsychologie steht die Pädagogische Psychologie als angewandte Disziplin zur Seite. Sie befasst sich mit der Weitergabe von Erleben, Verhalten und deren Hervorbringungen in der Gesellschaft, es geht um Erziehung, Lehren und Lernen. Wichtige Unterdisziplinen sind die Sozialpädagogik und die Sonderpädagogik, zu letzterer gehört auch die Sprachheilpädagogik.

Da Logopädinnen und Logopäden viel mit sprachgestörten Kindern zu tun haben, ist pädagogisches Wissen nützlich, z. B. zu Methoden des Lehrens und Lernens (Didaktik) und der Erziehung.

5. Klinische Psychologie

Gegenstand/Themen

Diese Disziplin befasst sich mit den Störungen und Erkrankungen des Erlebens und Verhaltens, die aus psychosozialen oder organischen Gründen entstehen können. Das Wort "klinisch" hat dabei die alte griechische Bedeutung "die Behandlung von Kranken betreffend". Wie man an den folgenden Themen sieht, ist die klinische Psychologie

- psychische Krankheit und Gesundheit
- Entstehung von Störungen (Ätiologie)
- Epidemiologie
- pathologische Entwicklungen
- Klassifikation von Störungen (z.B. Neurosen, Psychosen)
- Diagnostik
- Therapeutische Interventionen
- Coping
- Rehabilitation

Ein zentrales Problem der klinischen Psychologie ist die Unterscheidung und der Übergang von normal und abnorm, gesund und krank. Diese Kategorien sind wichtig, da sie festlegen, wer in einer Gesellschaft als gestört bezeichnet und mit welchem Zielsetzungen er behandelt wird. Auch in der Logopädie stellt sich das Problem, ab wann eine sprachliche Abweichung behandlungsbedürftig ist.

Bei der *statistischen Norm* wird das Verhalten einer Person auf eine bestimmte Häufigkeitsverteilung bezogen, weicht das Verhalten stark vom Mittelwert ab, wird es als "abnorm" bezeichnet.

Bei der *Wertnorm* greift man auf Kriterien der Gesellschaft zurück, die bestimmte Abweichungen toleriert, andere aber nicht. Die Werte können innerhalb einer pluralistischen Gesellschaft von Gruppe zu Gruppe recht unterschiedlich sein.

Das Normproblem ist nicht lösbar, aber unumgänglich, denn therapeutisches Handeln in der klinischen Psychologie ist immer zielorientiert. Soll-Zustände kommen aber ohne Wertvorstellungen nicht aus. Viele therapeutische Richtungen haben eine wertbezogene Vorstellung von einem psychisch gesunden Menschen.

Anwendungen

Klinische Psychologie ist mehr als die anderen Disziplinen eine angewandte Wissenschaft. Weitaus die größte Anzahl an Psychologen arbeitet im klinischen Feld. Auch die Arbeit der Logopädin oder des Logopäden gehört in den klinischen Bereich:

Eine Anwendung ist die Psychodiagnostik vor allem von Sprachentwicklungsstörungen und Aphasien, die aber oft mit kognitiven und emotionalen Störungen verbunden sind. Dafür wurden Test entwickelt (z. B. der Aachener-Aphasie-Test), deren Anwendung und Auswertung beherrscht werden müssen.

Die zahlreichen therapeutischen Interventionen bei zentralen und peripheren Sprach- und Sprechstörungen greifen immer stärker auf allgemein- und sprachpsychologisches Wissen zurück.

Ein weiterer klinischer Arbeitsbereich ist die Beratung der Patienten und der Angehörigen als Hilfe, um Probleme zu verstehen und zu bewältigen. Hier sind Methoden der nicht-direktiven Gesprächsführung von Bedeutung.

Bei der Prävention geht es um Maßnahmen, die der Entstehung von psychischen Fehlentwicklungen vorbeugen. Effektive Prävention setzt voraus, dass man weiss, welche Bedingungen zu bestimmten Störungen führen.

6. Hauptströmungen der Psychologie

Jeder Wissenschaft kennt unterschiedliche Ansätze und Strömungen. Aber in der Psychologie gibt es besonders viele Richtungen, die miteinander konkurrieren und sich oft widersprechen. Wir kommen später auf diesen Pluralismus zu sprechen, wenn wir die wichtigsten Strömungen der Psychologie kennengelernt haben. Die folgenden Hauptströmungen der Psychologie haben deutliche Spuren nicht nur in der Geschichte der Wissenschaften, sondern auch in der Gesellschaft hinterlassen:

Biologische Psychologie (früher Physiologische Psychologie)

Behaviorismus, Verhaltenstheorie

Kognitive Psychologie

Psychoanalyse, tiefenpsychologische Ansätze

Humanistische Psychologie

Jeder dieser Hauptströmungen ist ein Kapitel in dieser Einführung gewidmet. Es werden die wissenschaftlichen Grundsätze dargestellt, was Themen, Methoden und Anwendungen betrifft. Danach wird ein ausgewähltes Thema behandelt, um einen Eindruck von dem Vorgehen zu bekommen. Am Schluss folgt eine Bewertung der Strömung.

Literatur

- Aronson, E. (1994). Sozialpsychologie. Menschliches Verhalten und gesellschaftlicher Einfluß. Heidelberg: Spektrum.
- Bourne, L. E. & Ekstrand, B.R. (1992). Einführung in die Psychologie. Eschborn bei Frankfurt: Verlag Dietmar Klotz.
- Comer, R.J. (1995). Klinische Psychologie. Heidelberg: Spektrum: Akademischer Verlag.
- Dörner, D. & Selg, H. (Hg.) (1996). Psychologie. Eine Einführung in ihre Grundlagen und Anwendungsfelder. Stuttgart: Kohlhammer.
- Fissini, H.-J. (1991). Persönlichkeitspsychologie. Auf der Suche nach einer Wissenschaft. Ein Theorienüberblick. Göttingen: Hogrefe.
- Lauken, U. (1974). Naive Verhaltenstheorie. Stuttgart: Klett
- Lück, H.E. (1991). Geschichte der Psychologie. Stuttgart: Kohlhammer. (Grundriß der Psychologie, Band 1)
- Nolting, H.-P. & Paulus, P. (1992). Pädagogische Psychologie. Stuttgart: Kohlhammer (Grundriß der Psychologie, Band 20)
- Oerter, R. & Montada, L. (1995). Entwicklungspsychologie. Ein Lehrbuch. Weinheim: Beltz, Psychologie Verlags Union.
- Schenk-Danziger, L. (1988). Entwicklungspsychologie. Wien: Österreichischer Bundesverlag.
- Spada, H. (Hg.).(1992). Lehrbuch Allgemeine Psychologie. Bern: Verlag Hans Huber.
- Straub, J., Kempf, W. & Werbik, H. (1997). Psychologie. Eine Einführung. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Thomae, H. & Feger, H. (1969). Hauptströmungen der neueren Psychologie. Bern/Stuttgart: Verlag Hans Huber.
- Weidenmann, B. & Krapp, A. (1994). Pädagogische Psychologie. Ein Lehrbuch. München/Weinheim: PsychologieVerlagsUnion.
- Witte, E.H. (1994). Lehrbuch Sozialpsychologie. Weinheim: Beltz, PsychologieVerlags Union.

Lexika

- Asanger, R. & Wenninger, G. (Hg.).(1994). Handwörterbuch Psychologie. Weinheim: PsychologieVerlagsUnion.
- Wirtz, A. & Strohmmer, J. (2013): Dorsch Lexikon der Psychologie. Bern: Hans Huber.
- Städler, Th. (1998). Lexikon der Psychologie. Wörterbuch - Handbuch - Studienbuch. Stuttgart: Kröner

Biologische Psychologie

I. Zur Geschichte

Die Biopsychologie spielt seit der Entstehung einer wissenschaftlichen Psychologie eine Rolle. Ein Hauptwerk ihres Begründers, Wilhelm Wundt, trägt 1873 den Titel "Grundzüge der Physiologischen Psychologie" (Physiologie = Wissenschaft von den Lebensfunktionen). Als eine Hauptströmung hat sich die biologische Psychologie damals in den deutschsprachigen Ländern nicht etablieren können, da in der Psychologie eine geisteswissenschaftliche Orientierung vorherrschte. 1933 bis 1945 wurden zudem die bedeutendsten Vertreter einer biologischen Psychologie vertrieben.

In der anglo-amerikanischen Psychologie ist die Biopsychologie eine wichtige Hauptströmung in Verbindung mit den Neurowissenschaften und der Verhaltensbiologie. Ein wichtiges Buch hat D. O. Hebb 1949 geschrieben "The organization of behavior". Er legt die erste umfassende Theorie vor, wie komplexe Wahrnehmungen, Gefühle, Gedanken und Erinnerungen durch Aktivitäten der Hirnzellen hervorgerufen werden.

In den letzten Jahren hat die biologische Psychologie durch die Fortschritte in den Neurowissenschaften einen dramatischen Aufschwung genommen.

2. Grundsätzliche Annahmen

Die biologische Psychologie erforscht die Zusammenhänge zwischen neuronalen und physiologischen Prozessen sowie dem Erleben und Verhalten. Dabei werden die Prozesse aller Organe des Körpers, nicht nur des Gehirns betrachtet (Birbaumer & Schmidt, 1996, S. 3). Das Gehirn ist zwar das oberste Steuerorgan aller Körperfunktionen, aber es ist von der Funktion anderer Organe abhängig. Themen der biologischen Psychologie sind zum Beispiel Motivation, Emotion, Wahrnehmung, Schmerz, Aufmerksamkeit, Schlaf, Lernen, Bewegung. Die Psychologie wird als eine Disziplin der Humanbiologie gesehen, die sich mit dem Erleben und Verhalten befasst.

Die biologische Psychologie geht davon aus, dass alles Erleben und Verhalten vollständig an Gehirnaktivitäten gebunden ist. Die meisten Biopsychologen sehen einen Zusammenhang nur in einer Richtung: Neuronale Prozesse bringen Erleben hervor, aber Erleben kann nicht neuronale Prozesse hervorbringen, da es ohne diese überhaupt nicht existieren kann.

Eine andere Ansicht vertritt der Interaktionismus: Hier wirkt eine Psyche auf das Gehirn ein, benutzt es als ein Instrument, vgl. den Titel von Popper & Eccles, Das Ich und sein Gehirn).

Zu den wichtigsten Teildisziplinen der Biopsychologie gehören die Psychophysiologie, die Neuropsychologie und die Psychopharmakologie:

Psychophysiologie. In dieser Disziplin geht es um Zusammenhänge zwischen Erleben und Verhalten sowie physiologischen und biochemischen Prozessen. Es gibt zahlreiche gut messbare körperliche Phänomene, die mit psychischen Prozessen zusammenhängen: Pulsfrequenz, Hautwiderstand, Muskelspannung, Blutdruck, Pupillenweite, Augenbewegungen (REM), Magenmotilität, Hormonausschüttung und viele andere mehr. Diese können einerseits als Indikatoren für psychische Prozesse dienen, andererseits kann man versuchen, über sie die psychischen Prozesse zu beeinflussen (z.B. Biofeedback). Die psychophysiologische Forschung leistet einen Brückenschlag zwischen Medizin und Psychologie.

Neuropsychologie. In dieser Disziplin geht es um Zusammenhänge zwischen Erleben und Verhalten sowie Vorgängen im Gehirn und Nervensystem. Ein Beispiel ist die Neurolinguistik. Sie untersucht, welche Areale im Gehirn bei Produktion und Rezeption der Sprache beteiligt sind und wie sie zusammenarbeiten. Früher war die Neuropsychologie auf Fallstudien von Patienten mit Hirnschäden beschränkt, die auf Krankheiten, Unfälle oder neurochirurgische Eingriffe zurückgingen. Heute kann man mit den bildgebenden Verfahren die Arbeit des gesunden Gehirns bei bestimmten Aufgaben untersuchen.

Psychopharmakologie. In dieser Disziplin werden natürliche und synthetische Substanzen untersucht, die eine Wirkung auf das Gehirn und damit Erleben und Verhalten haben. Dazu gehören die in unserer Kultur gebilligten Drogen wie bei uns Kaffee, Tabak oder Alkohol. Dazu zählen aber auch die nur in Subkulturen eingenommenen Drogen wie z. B. Marihuana, Kokain oder neuerdings Ecstasy. Psychopharmakologische Forschung dient einmal dazu, grundlegenden Prinzipien des Zusammenhangs von "Chemie" und "Psyche" zu ermitteln. Praktisch zielen sie darauf ab, neue Medikamente zu entwickeln, z. B. gegen Depressionen oder Angstzustände.

3. Bevorzugte Methoden

Die biologische Psychologie ist naturwissenschaftlich ausgerichtet, ohne ein Labor kann kein Biopsychologe arbeiten.

Experimente. Die hauptsächliche Methode ist das Experiment. Dabei dienen für zahlreiche Fragen Tiere als Versuchsobjekte: Ratten, Hunde, Katzen und vor allem Affen, da sich deren Gehirne im strukturellen Aufbau vom menschlichen Gehirn nur wenig unterscheiden. Die biologische Psychologie ist auf Tierversuche angewiesen, um brauchbare Hypothesen für das menschliche Erleben und Verhalten aufstellen zu können. Wenn - meist aus ethischen Gründen - keine Experimente möglich sind, werden Quasi-Experimente und Fallstudien durchgeführt.

Quasi-Experimente. Hier manipuliert und kontrolliert der Experimentator keine Bedingungen, sondern greift vorhandene Unterschiede auf. So kann man z. B. eine Gruppe von Gewohnheitstrinkern mit einer Gruppe Abstinenzler in bestimmten kognitiven Leistungen vergleichen. Aber man kann Versuchspersonen nicht jahrelang im Labor trinken lassen oder vom Alkohol fern halten, um diesen Gruppenvergleich unter experimentellen Bedingungen durchzuführen.

Fallstudien. Es werden einzelne - oft seltene - Krankheitsbilder ausführlich dokumentiert, d.h. beschrieben und getestet. Dadurch ergeben sich breitere und tiefere Einsichten, die zu interessanten Hypothesen führen können.

Nichtinvasive Messungen. Die biologische Psychologie arbeitet mit zahlreichen Verfahren, die biologische Vorgänge registrieren und messen. Dazu gehören z. B. das Elektroencephalogramm (EEG), die Messung des Hautwiderstandes, der Muskelspannung, der kardiovaskulären Aktivität, die Registrierung von Augenbewegungen u. v. m.

Invasive Techniken. Früher wurden oft Teile tierischer Gehirne zerstört, um die Auswirkung der Schädigung zu beobachten (Läsionsmethode). Oder es wurden Gehirnteile elektrisch oder chemisch stimuliert, um Hinweise auf ihre Funktion zu bekommen. Nicht zuletzt diese Methoden und die Psychochirurgie haben den Neuropsychologen den Ruf von Frankensteins Schülern eingebracht.

Bildgebende Techniken. Diese Verfahren erlauben eine nichtinvasive Messung von Gehirnaktivitäten und Prozessen in anderen Organen. Es gibt eine Reihe von Methoden, die unterschiedlich visualisierte Schnittbilder durch Organe erlauben:

Die Computertomographie arbeitet mit Röntgenstrahlen, die Kernspintomographie mit Magnetismus (MRI), die Positronen-Emissions-Tomographie (PET) mit radioaktiv markierten Stoffen. Auf diesen neuen Methoden beruhen aktuelle Fortschritte der Neuropsychologie.

4. Anwendungen

Die Anwendungen der biologischen Psychologie liegen vorwiegend im klinischen Bereich und haben immer wieder Kontroversen ausgelöst.

Psychochirurgie. In den Anfängen hat man recht unbefangen in den Gehirnen von Kranken herumgeschnitten. Traurige Berühmtheit hat die präfrontale Lobotomie erreicht, bei der bilateral der präfrontale Cortex vom übrigen Großhirn abgetrennt wird. Heute ist man bedeutend vorsichtiger geworden. Eingriffe werden nur noch sehr gezielt und computergesteuert vorgenommen. So z.B. die Koagulation (=Einschmelzung) von motorischen Kernen zur Behandlung des Parkinsonismus (die sich auch nicht bewährt hat). Ein aktuelles Thema ist die Implantation embryonalen Hirngewebes, um degenerierte Hirnteile wieder aufzubauen.

Pharmakologie. Die ersten Medikamente mit einer Wirkung auf Erleben und Verhalten wurden eher zufällig entdeckt. Ihre Wirkung konnte man sich nicht erklären und dies gilt auch heute noch für etliche Psychopharmaka. Inzwischen hat die Neurochemie wichtige Fortschritte gemacht, um die Funktionen von Neurotransmittern und von Hormonen aufzuklären. Trotzdem bleibt die medikamentöse Behandlung von psychischen Störungen wie Neurosen und Psychosen umstritten, wenn sie eine Psychotherapie ersetzt.

Biofeedback-Therapie. Bei dieser Behandlungsmethode geht es darum, Funktionen des autonomen Nervensystems unter Kontrolle zu bekommen, z. B. Steigerung oder Senkung der Herzfrequenz, des Blutdrucks, der Muskelspannung, sogar hirnelektrischer Potentiale. Der Patient bekommt z. B. durch einen Signalton rückgemeldet, wenn eine gewünschte Blutdrucksenkung eintritt. Diese Rückmeldung verstärkt die ihm selbst nicht bewussten physiologischen Prozesse und bringt sie so unter seine Kontrolle.

5. Ausgewähltes Thema: Stress

Das Wort "Stress" hat einen festen Platz in der Alltagssprache bekommen: Viele Menschen fühlen sich im Stress oder sind gestresst. Aber was versteht man genau unter diesem Zustand? Stress lässt sich am besten mit Belastung und Überforderung umschreiben, verbunden mit Gefühlen der Angst und der Hilflosigkeit. Von Stress wird gesprochen, wenn Anforderungen einerseits und Möglichkeiten der Bewältigung andererseits in ein Ungleichgewicht kommen. Das Beispiel Stress zeigt das komplexe Zusammenwirken von situativen Bedingungen, physiologischen Prozessen sowie Erleben und Verhalten

5.1 Stressoren, Distress

Nicht jede Belastung führt zum Stress. Damit eine Situation als Stressor wirkt, müssen verschiedene Bedingungen zusammenkommen:

- objektive aversiven (belastende, schädigende) Situation (z.B. Schmerz, Lärm, Gefahr)
- subjektive Einschätzung und Bewertung der Situation
- Möglichkeiten der Vermeidung und Bewältigung (coping)
- Vorerfahrungen mit Stress (gelernte Hilflosigkeit oder Immunisierung)

- Dauer und Häufigkeit von Stress-Situationen
- konstitutionelle psychologische und physiologische Faktoren (Stressempfindlichkeit)
- soziale Stützung und Bindung (social support)

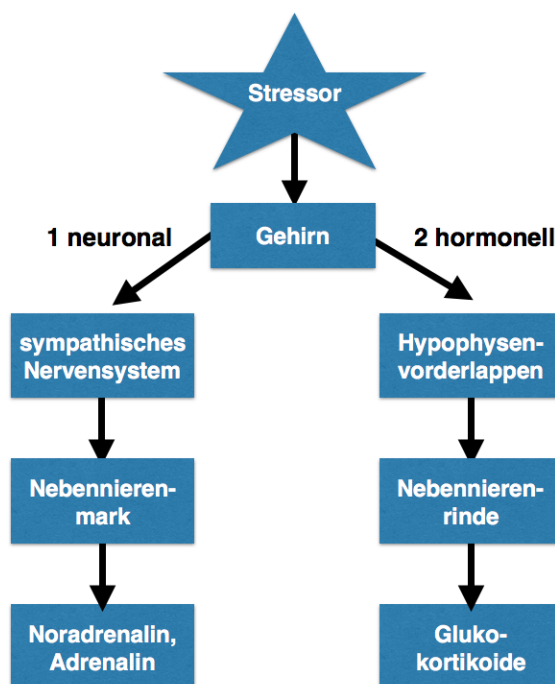
Es gibt einige "kritische Lebensereignisse", die fast immer zu Stress führen wie z. B. der Tod wichtiger Bezugspersonen, Prüfungen, Scheidung. Und es gibt Situationen, die über lange Zeit als Stress wirken können, wie z. B. Arbeitslosigkeit, Mobbing im Beruf, schwere Krankheit. In allen Fällen ist die kognitive Bewertung der Person die entscheidende Bedingung für Stress. Stress bezeichnet also eine bestimmte Interaktion zwischen einer Person und deren Umwelt.

5.2 Allgemeines Adaptationssyndrom

Der Organismus passt sich der Stress-Situation durch komplexe neuronale und hormonelle Reaktionen an: Stress führt zu einem Zustand, in dem der Körper seine Ressourcen mobilisiert und mehr Energie als üblich einsetzt. Dies geschieht über zwei Wege (s. Abbildung):

1. Sehr schnell erfolgt die Reaktion über das sympathische Nervensystem. Es veranlasst das Nebennierenmark, die Hormone Adrenalin und Noradrenalin auszuschütten. Diese führen zu einer Steigerung der Herzfrequenz und des Blutdruckes, sowie zu einer erhöhten Sauerstoffversorgung für das Gehirn und die Muskulatur. Der Organismus ist sofort einsatz- und handlungsbereit (für Kampf oder Flucht).

2. Innerhalb von Minuten wird adrenocorticotropes Hormon (ACTH) aus der Hypophyse ausgeschüttet und stimuliert die Nebennierenrinde, Glukokortikoide (vor allem Kortisol) auszuschütten. Gleichzeitig wird die Speicherung von Glukose gehemmt und damit der Blutzucker erhöht. Auf diese Weise wird die Effizienz der Muskelarbeit erhöht. Durch das Kortisol wird die Infektabwehr geschwächt. Die Ausschüttung von Sexualhormonen wird unterdrückt.



Die neuronalen und hormonellen Reaktionen wirken zusammen, um rasch Energie zu mobilisieren und die Langzeit-Energiespeicherung zu hemmen. So könnte es z. B. in einer Person aussehen, die das erste Mal mit einem Fallschirm abspringen muß. Wird die Situation bei einem Fallschirmspringer mehrfach erfolgreich bewältigt, lässt die Intensität der Aktivierung nach und geht subjektiv in eine "Lust an der Gefahr" über, die mit einem Anstieg von Sexualhormonen einhergeht.

5.3 Anhaltender Stress

Stress ist aus dem Leben nicht wegzudenken. Immer wieder kommt ein Mensch in Situationen, die ihm über den Kopf zu wachsen scheinen. Wenn er sie aber bewältigt, steigert dies sein Selbstbewusstsein und sein Lebensgefühl. Negativ ist aber anhaltender oder chronischer Stress, da hormonelle und neuronale Reaktionen erhöht bleiben, wenn es nicht zu längeren Ruhezeiten kommt. Andauernder Stress hat erhebliche psychosomatische Auswirkungen. Er kann zu Magengeschwüren oder Bluthochdruck führen. Besondere Bedeutung hat die Entdeckung, dass Stress die Immunabwehr schwächt. Er kann deshalb eine Bedingung für Krebs sein. Auch psychische Krankheiten wie eine Depression können Stressfolge sein.

Gelernte Hilflosigkeit. Ist eine Person immer wieder belastenden Situationen ausgesetzt, auf die sie entweder keinen Einfluss hat oder die sie nicht bewältigt, so bildet sich eine gelernte Hilflosigkeit heraus, die sich in Passivität und Depression ausdrückt. Eindrucksvoll ist dies in Tierversuchen nachgewiesen worden (Seligman, 1975).

Geschockt

Eine Gruppe von Hunden bekam Elektroschocks, die sie beeinflussen konnten. Sie konnten den Schock beenden, indem sie eine Platte drückten. Eine andere Gruppe von Hunden erhielt eine identische Serie von Schocks, auf die sie jedoch keinen Einfluss hatten. Jeder Hund dieser Gruppe wurde mit einem Hund der ersten Gruppe parallelisiert: Jeder Schock fing für beide Hunde zur gleichen Zeit an und hörte für beide Hunde dann auf, wenn der Hund der ersten Gruppe die Platte drückte.

Beide Gruppen wurde später in eine andere Situation gebracht, in der sie alle dem Schock entfliehen konnten, indem sie über eine Hürde sprangen. Obwohl die Flucht für alle möglich war, lernten nur die Hunde zu fliehen, die auch im ersten Versuchsteil den Schocks ausweichen konnten. Die Hunde, die den Schock nicht beeinflussen konnten, lernten nicht zu fliehen, obwohl es ihnen möglich war.

Wie läßt sich dieses Verhalten erklären? Die Hunde der zweiten Gruppe hatten gelernt, dass die Elektroschocks und ihr Verhalten nichts miteinander zu tun hatten: Was sie auch machten, sie konnten den Schock nicht beeinflussen. Menschlich ausgedrückt: Sie lernten, dass es sinnlos ist, etwas gegen die unangenehme Situation zu unternehmen.

Mit Menschen sind derartige Experimente natürlich nicht möglich. Aber bereits in harmloseren Situationen zeigen sich ähnliche Verhaltensweisen. Gibt man Versuchspersonen z. B. unlösbare Aufgaben (was sie nicht wissen), so verzagen sie bald und trauen sich nichts mehr zu. Wer sich in einer unbeeinflussbaren Situation fühlt, der gibt auf: "Es ist aussichtslos, mir ist nicht zu helfen!"

Burnout. In neuerer Zeit wird das Phänomen des Ausgebrannt-Seins untersucht, das besonders bei helfenden Berufen zu finden ist. Es entsteht bei anhaltender Überbeanspruchung und dem Gefühl, doch nichts bewirken zu können.

Erschöpfung. Bei anhaltendem Stress und unter extremen Bedingungen können die Ressourcen zur Situationsbewältigung erschöpft werden, die Person kann sogar sterben (psychogener Tod). Dieser Fall tritt allerdings selten ein.

6. Bewertung der Biopsychologie

Die biologische Psychologie sieht den Menschen als Organismus, der in der Evolution aus dem Tierreich hervorgegangen ist und ein evolutionäres und

genetisches Erbe mit sich trägt, das auch Erleben und Verhalten bestimmt. Die biologische Psychologie ist die damit Grundlage jeder psychologischen Forschung, die davon ausgeht, dass alles Erleben und Verhalten physiologische und neuronale Grundlagen hat (und der Behaviorismus, die kognitive Psychologie und auch Sigmund Freud würden dies auch akzeptieren).

Der biologische Ansatz bringt es aber mit sich, dass gesellschaftliche und kulturelle Bedingungen des Erlebens und Verhaltens oft aus dem Blickfeld geraten oder nur eine Randbedingung darstellen. Eine Sozialpsychologie innerhalb der biologischen Psychologie behandelt vor allem sexuelle und aggressive Interaktionen. In kritischer Absicht spricht man von Biologismus, wenn der Mensch auf ein rein biologisches Wesen reduziert wird.

Die Betonung der biologischen Bedingungen des Erlebens und Verhaltens führt wohl auch dazu, die Behandlung von Störungen als die Reparatur körperlicher Schäden anzusehen. Es ist sicher kein Zufall, dass in der Psychochirurgie und der Psychopharmakologie oft recht sorglos experimentiert wurde und vermutlich auch noch wird. Die biologische Psychologie hat teilweise eine inhumane Geschichte, sowohl was Tierversuche als auch was Experimente mit Menschen betrifft.

Literatur

- Birbaumer, N. & Schmidt, R.F. (1990). Biologische Psychologie. Berlin: Springer.
- Canavan, A. & Sartory (1990). Klinische Neuropsychologie. Ein Lehrbuch. Stuttgart: Enke.
- Ellis, A.W. & Young, A.W. (1991). Einführung in die kognitive Neuropsychologie. Bern: Hans Huber.
- Hartje, W. & Poeck, K. (1997)(Hg.). Klinische Neuropsychologie. Stuttgart: Thieme.
- Kolb, B. & Wishaw, I.Q. (1996). Neuropsychologie. Heidelberg: Spektrum.
- Nitsch, J. (1981)(Hg.), Stress. Theorien, Untersuchungen, Maßnahmen. Bern: Huber.
- Pinel, J.P. (1997). Biopsychologie. Eine Einführung. Heidelberg: Spektrum.
- Seligman, M.E.P. (1975). Helplessness. San Francisco: Freeman.
- Semmer, N. (1994). Streß. In: R. Asanger & G. Wenniger (Hg.), Handwörterbuch Psychologie. Weinheim: PsychologieVerlagsUnion, S. 744-752.
-

Behaviorismus, Verhaltenspsychologie

1. Zur Geschichte

Der Behaviorismus hat nach einer Reihe von Vordenkern eine "Geburtsstunde": Im Jahr 1913 veröffentlicht John Watson den programmatischen Aufsatz "Psychology as the Behaviorist views it". Die Psychologie soll nach dem Ideal der Naturwissenschaften ausgerichtet sein. Für viele Jahrzehnte wird der Behaviorismus zur dominierenden Richtung der Psychologie in den USA. Wichtige Vertreter waren C.L.Hull (1884-1952) und vor allem B.F.Skinner (1904-1990). Der radikale Behaviorismus spaltet sich bald in zahlreiche gemäßigte neo-behavioristische Ansätze auf. In Deutschland ist der Behaviorismus nicht so verbreitet, hat aber erheblichen Einfluss auf die Methodologie und vor allem auf die Lerntheorie.

2. Grundsätzliche Annahmen

Gegenstand der Forschung ist nur das beobachtbare Verhalten (engl. = behavior). Dazu zählen auch messbare physiologische Reaktionen (Hautwiderstand, Anspannung, Herzschlag). Sprachliche Äußerungen werden als "verbal behavior" bezeichnet. Das Innenleben wird als "black box" behandelt: Man gibt Reize (Stimuli = S) vor und registriert Reaktionen (R) darauf. Was zwischen Reiz und Reaktion liegt, bleibt unerforschbar im Dunkeln, z.B. bewusste Gefühle und Erlebnisse.

Zentrales Thema des Behaviorismus ist das Lernen, hier verstanden als Änderung in der Auftretenswahrscheinlichkeit von Verhaltensweisen. Das gesamte Verhalten wird als Aufbau von S-R-Verbindungen gesehen. Die Betonung des Lernens gipfelt in einer extremen Milieutheorie: Für das menschliche Verhalten sind vor allem Umwelteinflüsse maßgeblich. Das bedeutet, dass der Mensch weitgehend erzieh- und formbar ist.

3. Bevorzugte Methoden

Entsprechend der naturwissenschaftlichen Orientierung ist das Experiment im psychologischen Labor die wichtigste Forschungsmethode: Es werden Reize geboten und die Reaktionen gemessen. Als unwissenschaftlich abgelehnt wird die Introspektion, da sie nicht intersubjektiv zugänglich ist.

Da der Mensch als biologisches Wesen gesehen wird, das sich in vielen Bereichen kaum vom Tier unterscheidet, sind auch Tiere als Versuchsobjekte möglich, um das menschliche Verhalten zu erforschen. Das trägt dem Behaviorismus den Schimpfnamen „Rattenpsychologie“, obwohl auch Katzen, Hunde und Tauben beliebte Versuchstiere waren.

4. Anwendungen

Der Behaviorismus hat zwei Anwendungsgebiete, die beide mit dem Lernen zu tun haben:

Verhaltenstherapie. Eine psychische Störung wird als dysfunktionaler Lernprozess angesehen, der rückgängig gemacht werden kann. Die Psychotherapie richtet sich dabei nach den Lerngesetzen, die man gefunden hat. Wichtige Verfahren sind: Systematische Desensibilisierung und Aversionstherapie. Vor allem

bei klar umgrenzten Störungen wie Ängsten, Zwängen, Tics hilft die Verhaltenstherapie in relativ kurzer Zeit. Sie wird vor allem von der Psychoanalyse mit dem Argument abgelehnt, dass sie nur an den Symptomen herumdoktert, aber die tieferliegenden Konflikte nicht behebt.

Programmierter Unterricht. Entsprechend der Bedeutung der Umwelt vertritt der Behaviorist eine optimistische Lerntechnologie: Es kommt nur darauf an, die Lernumgebung richtig zu gestalten, um erfolgreiche Lernprozesse anzuregen. Im programmierten Unterricht wird der Lernstoff in kleine Häppchen aufgeteilt. Nach jedem bekommt der Lernende eine Aufgabe, die er meist lösen kann, um ein Erfolgserlebnis zu bekommen. Dieses Prinzip findet man in Lehrbüchern und in computerbasierten Lernprogrammen (CBT) realisiert.

5. Ausgewähltes Thema: Lernen

Der wichtigste Beitrag des Behaviorismus sind Erkenntnisse über das Lernen, die zum Grundbestand der allgemeinen Psychologie gehören.

5.1 Klassisches Konditionieren

(auch: Signallernen, respondentes Konditionieren, Typ-S-Konditionierung)

Experiment

Diese Form des Lernens wurde zuerst von dem russischen Physiologen Iwan Petrowitsch Pawlow (1849-1963) untersucht. Das klassische Experiment sieht so aus: Erhält ein Hund Fleischpulver ins Maul, sondert er Speichel ab. Bietet man dem Hund in Verbindung mit dem Fleischpulver z.B. einen Glockenton, dann löst dieser nach mehrfacher Koppelung den Speichelfluss aus. Ein derartiges Experiment zum Lernen verläuft in vier Phasen:

1. **Kontrolle:** Es wird überprüft, ob ein Reiz ein zuverlässiger Auslöser für eine Reaktion ist. Das ist z. B. bei vielen angeborenen Reflexen gegeben: Lidschlag bei Luftzug, Speichelabsonderung bei Nahrung. Hingegen darf der neue Reiz - oben der Glockenton - keine Verbindung mit der Reaktion haben, die er später auslösen soll.

2. **Konditionierung:** Der übliche auslösende Reiz und der neue Reiz werden mehrfach gemeinsam dargeboten. Sehr wichtig ist dabei die zeitliche Beziehung zwischen den beiden Reizen. Der neue Reiz wirkt als Signal für das Auftreten des üblichen Reizes. Bei erfolgreicher Konditionierung tritt die konditionierte Reaktion allein auf den neuen Reiz auf, ohne jedoch ihre ursprüngliche Stärke zu erreichen.

3. **Löschung:** Der neue Reiz wird ohne Koppelung mit dem üblichen Reiz dargeboten. Nach einer Reihe von Darbietungen nimmt die Reaktion in ihrer Stärke ab, bis sie schließlich gelöscht ist.

4. **Spontanerholung:** Wird dem Versuchstier nach längerer Pause nochmals der neue Reiz geboten, tritt die zuvor gelöschte Reaktion wieder in schwacher Ausprägung auf.

Terminologie

Unkonditionierter Reiz (US): Reiz der eine bestimmte (angeborene) Reaktion auslöst (UR).

Unkonditionierte Reaktion (UR). Angeborene Reaktion (Reflex) auf einen bestimmten US.

Neutraler Reiz (NS): Reiz, der ursprünglich nichts mit UR zu tun hat.

Konditionierter Reiz (CS): Ursprünglicher NS, der jetzt eine ähnliche Reaktion wie UR auslöst.

Konditionierte Reaktion (CR): Reaktion auf einen CS, die jedoch meist schwächer ausfällt als UR.

Schematisch kann man eine klassische Konditionierung jetzt so darstellen:

1. US → UR unbedingte S-R-Verbindung
2. US → UR Konditionierung
NS
3. CS → CR bedingte S-R-Verbindung

Reizgeneralisierung. Ist eine bedingte S-R-Verbindung ausgebildet, dann können auch CS ähnliche Reize CR auslösen, z.B. ein hellerer Glockenton. Je mehr allerdings der Reiz vom ursprünglichen CS abweicht, desto schwächer wird CR.

Reizdiskrimination. Hier werden zwei ähnliche NS dargeboten, aber nur mit einem der US gekoppelt. Auf diese Weise wird UR nur auf einen genau definierten Reiz ausgelöst. Beispiel: Bei Darbietung eines Kreises folgt UR, bei Darbietung einer Ellipse nicht. Werden beide Reize immer mehr angenähert, so führt dies zu experimentellen Neurosen.

Konditionierte Angst

Die klassische Konditionierung hat vor allem Bedeutung, weil auch emotional-motivationale Reaktionen an unterschiedliche neutrale Reize gekoppelt werden können. So kann der Erwerb von Gefühlen wie Angst oder Ekel auf bestimmte Reize erklärt werden.

5.2 Operantes Konditionieren

(auch instrumentelles Konditionieren, Lernen am Erfolg, Lernen durch Versuch und Irrtum, Typ-R-Konditionierung)

Experiment

Diese Form des Lernens wurde zuerst von Thorndike beschrieben und später vor allem von Skinner genau untersucht. Ein klassisches Experiment sieht so aus. Eine Katze wird in einen Käfig gesperrt. Eine Schale mit Futter steht gut sichtbar außerhalb des Käfigs. Durch den Zug an einer herabhängenden Schlaufe kann die Käfigtür geöffnet werden. Die Katze ist unruhig, läuft herum und vollzieht spontan allerlei Verhaltensweisen. Dabei tritt sie zufällig in die Schlaufe, die Tür öffnet sich und gibt den Weg zum Futter frei. Bei mehrfachen Wiederholungen wird das Tier immer schneller in die Schlaufe treten, bis dies schließlich das erste Verhalten im Käfig darstellt. Ein derartiges Experiment verläuft wieder in vier Phasen:

1. **Kontrolle.** Zunächst wird registriert, wie oft das zu konditionierende Verhalten - hier: Tritt in die Schlaufe - ohne Verstärkung auftritt (Bestimmung der Basisrate).
2. **Verstärkung.** Das zu konditionierende Verhalten wird gezielt verstärkt, indem nach einem Tritt in die Schlaufe sofort das Futter erreichbar wird. Dadurch nimmt die Häufigkeit des verstärkten Verhaltens zu.
3. **Löschung.** Das Verhalten wird nicht weiter verstärkt. Dadurch wird das Verhalten wieder abgeschwächt, bis es vollständig verschwindet.
4. **Spontanerholung.** Abgeschwächte Reaktionen treten nach einiger Zeit wieder auf, wenn dieselbe experimentelle Situation wieder hergestellt wird.

Terminologie

Zur Beschreibung wird folgende Terminologie eingeführt: Verhalten kann durch Verstärkung gefördert und durch Bestrafung unterdrückt werden. Beide Maßnahmen wirken interessanterweise auf das zuletzt durchgeführte Verhalten zurück!

Positive Verstärkung: Die Wahrscheinlichkeit eines Verhaltens wird erhöht, wenn ein angenehmer Reiz folgt.

Negative Verstärkung: Die Wahrscheinlichkeit eines Verhaltens wird erhöht, wenn ein unangenehmer Reiz entfernt wird.

Bestrafung Typ 1: Die Wahrscheinlichkeit eines Verhaltens wird verringert, wenn ein unangenehmer Reiz folgt.

Bestrafung Typ 2: Die Wahrscheinlichkeit eines Verhaltens wird verringert, wenn ein angenehmer Reiz entfernt wird.

Primäre Verstärker: Sie befriedigen physiologische Bedürfnisse wie Hunger, Durst, Sex.

Sekundäre Verstärker: Sie wirken ursprünglich nicht verstärkend, sondern werden erst durch wiederholtes Zusammenkommen mit primären Verstärkern selbst zu Verstärkern. Beispiel: Geld.

Kontinuierliche Verstärkung: Jedes Auftreten des erwünschten Verhaltens wird verstärkt. Kontinuierliche Verstärkung führt sehr rasch zu Erhöhung der Wahrscheinlichkeit eines Verhaltens.

Intermittierende Verstärkung: Nicht jedes Auftreten des erwünschten Verhaltens wird verstärkt, sondern nur Reaktionen nach einer bestimmten Zeitdauer (Intervallplan) oder nach einer bestimmten Anzahl (Quotenplan). Intermittierende Verstärkung führt zu lösungsresistenterem Verhalten.

Verbale Konditionierung

Die Behavioristen fassen Sprechen als verbales Verhalten auf, das ebenfalls konditioniert werden kann. So lässt sich mit dem operanten Konditionieren das Sprechverhalten eines Menschen beeinflussen, z.B. kann die Wortwahl durch Verstärkung bestimmter Wörter gezielt verändert werden. Die Versuchsperson soll frei Wörter produzieren, von denen nur eine bestimmte Kategorie (z.B. Wörter im Plural, Verben, Wörter für Lebewesen) durch ein "mhm" oder "gut" des Versuchsleiters oder einen neutralen Ton beachtet werden. Dies führt zu einer vermehrten Produktion der jeweiligen Wortkategorie, ohne dass die Verstärkung der Versuchsperson bewusst sein muss (Greenspoon, 1955). Diese Resultate sind besonders für die Psychotherapie-Forschung interessant. In Untersuchungen konnte wiederholt gezeigt werden, dass das Verhalten des Therapeuten Art und Inhalt der sprachlichen Äußerungen beeinflusst. So können z.B. Äußerungen über Gefühle oder über Konflikte bewusst oder unbewusst verstärkt werden.

5.3 Beobachtungslernen, Lernen am Modell

Es zeigte sich sehr bald, dass die einfachen Gesetze des Behaviorismus durch zahlreiche Zusatzannahmen erweitert werden mussten.

Eine wichtige Entdeckung war das Beobachtungslernen: Durch Beobachtung des Verhaltens anderer Menschen werden ganze Abfolgen von Verhaltensweisen übernommen. Andere Menschen können als Modell - alltäglicher als Vorbild - dienen. Wird z.B. in einem Film eine Person für ein bestimmtes Verhalten verstärkt

oder bestraft, so kann dies auch die Auftretenswahrscheinlichkeit dieses Verhaltens bei den Betrachtenden beeinflussen. Es gibt stellvertretende Verstärkung und Bestrafung.

Überhaupt zeigt sich, dass soziale Interaktion eine zentrale Bedingung für das Lernen darstellt. Das Interesse der sozial-kognitiven Lerntheorie konzentriert sich auf das Erlernen aggressiven und kooperativen Verhaltens (Bandura, 1977).

6. Bewertung des Behaviorismus

Der Behaviorismus wurde von vielen Seiten scharf kritisiert und es gehört auch heute noch zum guten Ton bei vielen Psychologen, diese Strömung abzulehnen. In seiner radikalen Ausprägung wird der Ansatz sicher auch dem Menschen nicht gerecht. Wir sind keine Marionetten an den Fäden von äußeren Stimuli. Nur wenige Reize wirken direkt auf unser Verhalten und Erleben, die meisten werden interpretiert. Lernprozesse der Konditionierung sind beim Menschen in einen Verhaltensstrom eingebettet, der von zahlreichen externen und vor allem auch internen Bedingungen abhängig ist. Sie bestimmen, was als Reiz wahrgenommen wird, welche Reaktion darauf erfolgt, und was als Verstärkung oder Bestrafung wirkt.

Andererseits darf aber auch nicht übersehen werden, dass die gefundenen Lerngesetze für elementare Lernprozesse durchaus ihre Gültigkeit haben. Jeder kennt die Wirkung von Lob oder anderen sozialen Verstärkern. Auch wenn man den Glauben an eine Verhaltenstechnologie für die Erziehung und die Psychotherapie nicht teilt, darf man sich nicht darüber hinwegtäuschen, dass lerntheoretische Prinzipien eine Rolle in der menschlichen Interaktion spielen.

Die Verhaltenstherapie hat sich etabliert und gehört ausgerechnet mit der verfeindeten Psychoanalyse zu den beiden Psychotherapien, die von den Krankenkassen anerkannt sind. Verhaltenstherapeutische Verfahren werden in zahlreichen Berufsfeldern eingesetzt. Vor allem im Umgang mit geistig Behinderten sind sie unentbehrlich, um ein Repertoire an Verhaltensweisen aufzubauen. Auch in der Sprachtherapie wird mit Lernprogrammen gearbeitet, die nach behavioristischen Grundsätzen entworfen werden.

Literatur

- Anderson, J. R. (1995). Learning and memory. An integrated approach. New York: John Wiley & Sons.
- Bandura, A. (1979). Sozialkognitive Lerntheorie. Stuttgart: Klett.
- Bredenkamp, J. & Wippich, W. (1977). Lern- und Gedächtnispsychologie. Band I. Stuttgart. Kohlhammer.
- Edelmann, W. (1993). Lernpsychologie. Eine Einführung. Weinheim: Psychologie VerlagsUnion.
- Foppa, K. (1965). Lernen, Gedächtnis, Verhalten. Ergebnisse und Probleme der Lernpsychologie.
- Greenspoon, J. (1955). The reinforcing effect of two spoken sounds on the frequency of two responses. American Journal of Psychology, 68, 409-416.
- Skinner, B.F. (1948) Walden Two. Deutsch: Futurum Zwei. Die Vision einer aggressionsfreien Gesellschaft. Reinbeck b. Hamburg: Rowohlt.
- Spada, H., Ernst, A.M. & Ketterer, W. (1992). Klassische und operante Konditionierung. In H. Spada, Allgemeine Psychologie. Bern/Stuttgart: Huber, 323-372.
-

Kognitive Psychologie

*Die Menschen werden nicht durch die Ereignisse,
sondern durch ihre Sicht der Ereignisse beunruhigt.
Epiktet*

*Die wahren Abenteuer sind im Kopf
und wenn sie dort nicht sind, dann sind sie nirgendwo.
André Heller*

I. Zur Geschichte

Die kognitive Psychologie hat zahlreiche Vorläufer innerhalb der traditionellen Allgemeinen Psychologie. Die sogenannte *Kognitive Wende* in der amerikanischen Psychologie wird um 1960 angesetzt, als wichtiges Datum gilt das Erscheinen eines Buches von Ulric Neisser "Cognitive Psychology" im Jahre 1967. Darin bündelt der Autor vorliegende Untersuchungen und Ideen zu einem einheitlichen kognitiven Ansatz. Dabei dient ursprünglich der Computer als Modell, den Menschen als informationsverarbeitendes Wesen zu analysieren. Heute bilden die Kognitivisten eine umfangreiche Gruppe in allen Teildisziplinen der Psychologie, es gibt also kognitive Sozialpsychologen, Persönlichkeitspsychologen und Entwicklungspsychologen (z. B. Piaget). Allerdings bildet die kognitive Psychologie keinen einheitlichen Block, sondern umfasst verschiedene Theorien, denen jedoch einige Grundorientierungen gemeinsam sind.

2. Grundsätzliche Annahmen

Informationsverarbeitung. Die Kognitive Psychologie befasst sich mit den *Prozessen und Strukturen des Wissenserwerbs* oder der menschlichen *Informationsverarbeitung* (lat. cognoscere = wahrnehmen, erkennen, erfahren). Aspekte der kognitiven Aktivität sind:

- Wahrnehmen: Sehen, Hören, Tasten, Riechen, Schmecken, Fühlen
- Aufmerksamkeit
- Vorstellen (in allen Sinnesmodalitäten)
- Kategorisierung und Begriffsbildung
- Zeichengebrauch: Sprechen, Sprachverstehen (und andere Zeichensysteme)
- Behalten, Erinnern (Gedächtnis)
- Lernen, Wissenserwerb, Wissensrepräsentation
- Denken, Problemlösen
- Planen, Entscheiden
- Handeln
- Selbstkontrolle ("Wille")

In dieser Liste tauchen vor allem Themen der allgemeinen Psychologie auf. Eigentlich fehlt nur die Motivation, die einen blinden Fleck in der kognitiven Psychologie darstellt. Auch die Sprachfähigkeit, also Sprechen bzw. Schreiben und Sprachverstehen, findet unter dem Dach der kognitiven Psychologie Platz. Zusammenfassend kann man sagen, dass die kognitive Psychologie den menschlichen *Verstand* oder die menschliche *Intelligenz* untersucht.

Konstruktivität. Der Organismus wird nicht als passiver Rezipient der Informationen angesehen, sondern als aktiver Agent der Erkenntnisgewinnung, der sich in ständiger Wechselwirkung mit der Umwelt befindet. Dieser Aspekt wird mit dem Wort „Konstruktivität“ ausgedrückt. Der Mensch nimmt Informationen nicht auf, sondern sucht sie, wählt über die Aufmerksamkeit aus, gibt ihnen eigene Bedeutungen usw. Beispiele: Die Wahrnehmung bildet die Welt nicht ab, kopiert sie nicht, sondern erschafft oder konstruiert sie aus den Sinnesdaten. Die Konstruktivität gilt auch für das Lernen bzw. den Wissenserwerb, der als Ergebnis aktiver Aneignung aufgefasst wird.

Mentale Repräsentationen. Eine zentrale Annahme ist die Existenz mentaler Repräsentationen in unseren Köpfen bzw. Gehirnen. Das Wort "mental" soll die vorbelasteten Wörter "geistig" oder "psychisch" ersetzen. Das Wort "Repräsentation" wird als Alternative zu "Abbildung" oder "Widerspiegelung" benutzt, die eine passive, statische und vollständige Registrierung der Welt im Kopf nahelegen. Dass die Welt in unseren Gehirnen, wenn auch selektiv und transformiert repräsentiert sein muss, lässt sich kaum bestreiten, denn sonst wären Erinnern an Vergangenes, Planen in die Zukunft und erfolgreiches Handeln in der Realität nicht möglich. Aber wie diese Repräsentation aussieht, darüber gehen die Meinungen noch weit auseinander.

Computeranalogie. Der Computer hat die Entwicklung der Kognitiven Psychologie stark beeinflusst, die Terminologie verrät dies sofort: Information, Speicher, Einkodierung, Filter usw. In seinem einflussreichen Buch schrieb Ulric Neisser, der Psychologe befände sich in der Position eines Forschers vor einem Computer, dessen Ein- und Ausgänge er kenne und dessen Programm er herausbekommen möchte. Diese *Programmanalogie* besagt radikal, dass das Programm, mit dem ein Computer eine Aufgabe löst, auch die exakte psychologische Theorie des Verhaltens darstellt: Die Prozesse, mit denen der Computer z. B. einen Schachzug ermittelt, sollen denen eines menschlichen Spielers entsprechen. Vorausgesetzt ist dabei, dass unser Gehirn tatsächlich eine weiche Version eines seriellen, digitalen Computers darstellt. Der Versuch, mentale Prozesse und Repräsentationen zu simulieren, hat aber gerade gezeigt, dass Gehirne anders arbeiten als serielle und digitale Elektronenrechner. In den letzten Jahren orientieren sich viele kognitiven Psychologen eher an den Neurowissenschaften. Aber auch bei ihnen bleibt der Computer als Analogie und Vergleichsobjekt immer gegenwärtig.

3. Bevorzugte Methoden

Der kognitive Psychologe bzw. die kognitive Psychologin forscht vorwiegend mit *Experimenten*, vor allem bei den Themen wie Wahrnehmung, Lernen und Gedächtnis. Aber sie benutzen auch andere empirische Methoden, wenn es der Gegenstand erfordert, z.B. Interviews, Fragebögen usw. Dabei sind *introspektive Berichte* als Daten zugelassen, z. B. Selbstbeobachtungen beim Denken und Problemlösen (Methode des lauten Denkens)

Eine methodische Besonderheit der kognitiven Psychologie sind Computersimulationen, um geistige Leistungen aufzuschlüsseln. Man spricht von *simulativen Methoden* (simulare lat. = nachahmen) oder von *maschineller Empirie*, wenn Hypothesen mit dem Computer überprüft werden. Die psychologische Validität (= Gültigkeit) der Befunde derartiger Untersuchungen stellt jedoch oft ein Problem dar.

4. Anwendungen

Die kognitive Psychologie war von Anfang an anwendungsorientiert und hat in zahlreichen Praxisbereichen zu Neuorientierungen geführt. Dabei geht es verständlicherweise stets um die Förderung oder Veränderung von Prozessen der Informationsaufnahme und -verarbeitung.

Lehren und Lernen. Die größte Wirkung hat die kognitive Psychologie auf Methoden des Unterrichts und auf die Förderung des Lernens. Es gibt eine kognitiv orientierte *Didaktik* für traditionelle bis zu multimedialen Lernumgebungen. Die Lernenden werden als aktive, selbstorganisierende Personen gesehen, denen nur Anregungen und Lernmöglichkeiten bereitgestellt werden müssen. Für spezielle Probleme wurden *Trainings* für Lern-, Denk- und Gedächtnisstrategien entwickelt. Ein besonders umfangreiches Forschungsfeld ist das *Lesen und Textverstehen*. Lesen ist eine kulturell wichtige Form der Informationsaufnahme und -verarbeitung, die sich von der Buchstabenerkennung bis zur Interpretation aus zahlreichen mentalen Prozessen zusammensetzt. Die kognitive Psychologie hat einerseits Anregungen für das Lesenlernen und die Leseförderung erbracht, andererseits wurden Erkenntnisse über die lernwirksame Gestaltung von Lehrmaterial gesammelt.

Künstliche Intelligenz. Die kognitive Psychologie hat mit dazu beigetragen, dass bestimmte geistige Leistungen von Maschinen übernommen werden, z. B. von *Expertensystemen*. In zentralen Bereichen ist die Forschung derzeit in vollem Gange, z. B. bei sprachverarbeitenden Computern oder bei sehenden Robotern. Bei diesen Leistungen sind die technischen Systeme bisher dem menschlichen Gehirn unterlegen. Die Erforschung von Struktur und Funktion der menschlichen Intelligenz zeigt aber die Richtung auf, wie die künstliche Intelligenz verbessert werden kann.

Psychotherapie. Die kognitive Psychologie hat zu Neuorientierungen im Bereich der Psychotherapie geführt. Psychische Störungen werden als verfehlte oder einseitige Informationsverarbeitung gesehen. Entsprechend besteht die Therapie darin, den Patienten kognitiv umzustrukturieren. Aus diesem Anwendungsfeld in der klinischen Psychologie stammt das folgende ausgewählte Thema.

5. Ausgewähltes Thema: Depression

Am Beispiel des depressiven Erlebens und Verhaltens wird die Perspektive der kognitiven Psychologie besonders eindrücklich deutlich.

5.1 Kognitive Theorie der Depression

Eine Depression gilt im allgemeinen als Störung des emotionalen Erlebens, aufgrund derer der oder die Betroffene die Welt und sich selbst negativ erlebt. Der kognitive Ansatz dreht den Spieß um: Der depressive Mensch leidet primär an Störungen der Informationsverarbeitung, auf die er mit einer Verstimmung reagiert.

Die kognitive Triade. Wahrnehmen und Denken des depressiven Menschen sind durch drei Besonderheiten geprägt:

- *Negatives Selbstbild.* Die Person beurteilt sich als fehlerhaft, unzulänglich, krank oder benachteiligt. Unangenehme Erfahrungen werden eigenen Mängeln zugeschrieben (attribuiert). Deshalb hält sich der oder die Betroffene für wertlos und neigt dazu, sich völlig zu unterschätzen und zu kritisieren.
- *Negative Interpretation.* Alle Erfahrungen werden einseitig negativ gesehen und ausgewertet. Das Leben besteht so aus einem einzigen Hindernislauf, der zu

einer Kette von Enttäuschungen und Niederlagen führt. Die Welt wird als Jammertal gesehen.

- *Negative Zukunftserwartungen.* Der depressive Mensch nimmt an, dass seine derzeitigen Schwierigkeiten und Enttäuschungen ewig weitergehen werden, er sieht kein Licht am Ende des Tunnels. Wenn er doch eine Aufgabe übernimmt oder sich ein Ziel setzt, erwartet er einen Fehlschlag (Misserfolgsorientierung).

Das Zusammenwirken diese negativen Welt"sicht" führt zu Schuldgefühlen, Hoffnungslosigkeit, Rückzug, Passivität und selbstdestruktiven Tendenzen bis zum Suizid.

Kognitive Fehler. Dieses einseitige Erleben wird auf ein starres Verarbeitungsmuster, ein *Schema* zurückgeführt, das alle Erfahrungen "nach Schema F" vereinnahmt. Dieses feste Schema kann das Denken vollständig dominieren. Einige für depressive Personen typische kognitive Fehler erhalten das Schema und scheinen es immer wieder zu bestätigen:

- *Selektive Verallgemeinerungen*, die nur ein Detail aus einer Situation berücksichtigen und alle anderen Aspekte ignorieren.
- *Übergeneralisierungen*, die aus einer oder wenigen Erfahrungen eine allgemeine Schlussfolgerung ziehen, die auf alle ähnlichen Situationen angewendet wird.
- *Über- oder Unterschätzung:* Erlebnisse werden in ihrer Bedeutung entweder völlig überbewertet oder heruntergespielt.
- *Personalisierung* als Neigung, äußere Ereignisse auf sich zu beziehen, auch wenn es keinerlei Grundlage dafür gibt (Wahnvorstellungen).
- *Willkürliche Schlussfolgerungen*, für die es keine Belege oder sogar Gegenbelege gibt.
- *Verabsolutiertes, dichotomes Denken*, das alle Erfahrungen in zwei sich ausschließende Kategorien einordnet: Makellos oder mangelhaft, sauber oder schmutzig, heilig oder sündhaft, Huren oder Madonnen, alles oder nichts.

Bei schweren depressiven Zuständen wird der Patient völlig von automatischen, sich ständig wiederholenden Gedanken okkupiert, so dass er sich auf andere Dinge nicht mehr konzentrieren kann. Die Kognitionen können von äußeren Anreizen so unabhängig werden, dass das Individuum auf Änderungen in seiner unmittelbaren Umgebung nicht mehr reagiert. Der/die Patient/in lebt in einer eigenen, für Außenstehende fremden und irrationalen Welt.

5.2 Therapeutische Techniken

Die Therapie arbeitet mit einer Reihe von Techniken, die alle in der Gegenwart ansetzen. Zwar wird nicht geleugnet, dass frühe Erfahrungen für die Entstehung der deprimierenden Kognitionen verantwortlich sind, aber die Aufmerksamkeit richtet sich auf die Bewältigung der derzeitigen Probleme. Wie die Verhaltenstherapie geht man davon aus, dass Denk- und Verhaltensmuster auch ohne Kenntnis von Ursache und Verlauf der früheren Lernprozesse verändert werden können. Der Therapeut nimmt eine *aktive Rolle* ein, er befragt die Patienten, strukturiert die Therapie, macht Vorschläge und hält die Patienten zur Teilnahme und Mitarbeit an. Alle kognitiven und verhaltensbezogenen therapeutischen Techniken haben letztlich zum Ziel, das depressive Schema aufzubrechen bzw. die Informationsverarbeitung "umzuprogrammieren".

Kognitive Techniken. Sie haben zum Ziel, die kognitiven Fehler und Verzerrungen der Informationsverarbeitung aufzudecken und zu beseitigen. Hier spielt Argumentation und Diskussion eine große Rolle. Der Therapeut muss sich

bemühen, durch intensive und gezielte Befragung Zugang zur kognitiven Welt des Patienten zu bekommen. Der Patient muss sich in Selbstbeobachtung üben, Selbstbefragungen durchführen und Aufzeichnungen machen, dabei helfen auch Strichlisten oder Tabellen. Dies dient dazu, seine negative Gedankenwelt in ihrer "Psychologik" zu erforschen. Er muss automatische Gedanken und Vorstellungen erkennen und ihren Realitätsgehalt überprüfen. Wenn z. B. ein Patient widrige Vorkommnisse seiner persönlichen Unfähigkeit zuschreibt, wird eine Technik der Reattribution angewendet, damit der Patient andere Ursachen für seine Probleme anerkennt. Wichtig ist die Suche nach alternativen Erklärungen und Problemlösungen, die in der Vorstellung durchgespielt und geübt werden (mentales Training).

Verhaltensbezogene Techniken. Sie dienen der direkten Veränderung von Verhaltensweisen und sind nicht viel anders als in der Verhaltenstherapie: wöchentliche oder tägliche Aktivitätspläne, gestufte Aufgaben, Selbstbehauptungstraining im Rollenspiel, Einbeziehen von Bezugspersonen usw. Diese Techniken sollen den Patienten zu neuen positiven Erfahrungen verhelfen. Ziel dieser Techniken ist also nicht primär die Änderung des Verhaltens, sondern sie sind ein Mittel zur kognitiven Veränderung.

Die Therapie beginnt meist mit verhaltensbezogenen Techniken, um den Patienten zu aktivieren und die negativen Bewertungen seiner Fähigkeiten zu verändern. Erst später erfolgt dann eine direkte Auseinandersetzung mit den kognitiven Komponenten durch kognitive Techniken. Eine Therapie besteht aus etwa 15 bis 25 Sitzungen. Für die Zwischenzeiten bekommen die Patienten "Hausaufgaben", sie müssen schriftliche Notizen machen, Tagespläne aufstellen oder Bewertungsbögen ausfüllen.

6. Bewertung der kognitiven Psychologie

Die kognitive Psychologie hat ihre Wurzeln in der Erkenntnistheorie und ist deshalb eine sehr alte Perspektive psychologischen Denkens. Sie stellt sozusagen den Gegenpol zu psychodynamischen Ansätzen dar.

In einem *dynamischen Ansatz* spielen Triebe, Bedürfnisse, Emotionen und zwischenmenschliche Konflikte die Hauptrolle im menschlichen Erleben und Verhalten. Das Menschenbild ist eher von den irrationalen Kräften geprägt, denen gegenüber sich das Denken und die Vernunft nur schwer durchsetzen kann.

Im *kognitiven Ansatz* ist der Mensch primär um Erkenntnis und rationales Handeln bemüht. Er sucht und verarbeitet Informationen, fällt darauf aufbauend Entscheidungen und handelt nach seinen Einsichten. Emotionale und soziale Aspekte spielen nur als modifizierende oder störende Randbedingungen eine Rolle.

Ulric Neisser, der Geburtshelfer der Kognitiven Psychologie, sieht im kognitiven und im dynamischen Ansatz zwei grundlegende Perspektiven der Psychologie, die unterschiedliche anthropologische Grundpositionen vertreten. Um eine Handlung einer Person zu erklären, kann ich in Begriffen der dynamischen Psychologie argumentieren: "Er tat dies, weil ihn bestimmte Ziele, Bedürfnisse, Motive und Affekte dazu veranlassten". Oder ich kann antworten "Er tat dies, weil ihn bestimmte Wahrnehmungen, Einsichten, Erfahrungen oder Denkprozesse dazu veranlassten". Jedes Verhalten und Erleben kann psychologisch sozusagen von zwei Seiten in die Zange genommen werden.

Das einseitig rationale (computationale) Menschenbild der kognitiven Psychologie ist natürlich der hauptsächliche Ansatzpunkt für Kritik. So ist aus tiefenpsychologischer bzw. psychodynamischer Perspektive der ganze Ansatz verfehlt, da

der Mensch in der kognitiven Psychologie vom Denken bestimmt wird, nicht von Motiven, Gefühlen und Konflikten.

Die kognitive Psychologie ist Teil einer interdisziplinären *Cognitive Science* oder *Kognitionswissenschaft*, die in den letzten Jahren aus verschiedenen Disziplinen zusammenwächst: Neurowissenschaften, Ethologie, Künstliche-Intelligenz-Forschung, Linguistik, Anthropologie (Gardner, 1989). Alle diese Wissenschaften bemühen sich um eine alte Frage: Was ist der menschliche Geist?

Literatur

- Anderson, J. R. (1996). Kognitive Psychologie. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag.
- Ballstaedt, St.-P. (1997). Wissensvermittlung: Die Gestaltung von Lernmaterial. Weinheim: PsychologieVerlagsUnion.
- Banyard, P. et al. (1995). Einführung in die kognitive Psychologie. München/Basel: Reinhardt.
- Barsalou, L.W. (1992). Cognitive Psychology. An overview for cognitive scientists. Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Beck, A.T. (1979). Wahrnehmung der Wirklichkeit und Neurose. Kognitive Psychotherapie emotionaler Störungen. München: Pfeiffer.
- Beck, A.T. et al. (1981). Kognitive Therapie der Depression. Deutsche Ausgabe hg. von M. Hautzinger. München: Urban & Schwarzenberg.
- Gardner, H. (1989). Dem Denken auf der Spur. Der Weg der Kognitionswissenschaft. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Gold, P. & Engel, A. K. (1998). (Hg.), Der Mensch in der Perspektive der Kognitionswissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Klix, F. (1992). Die Natur des Verstandes. Göttingen: Hogrefe.
- Lindsay, P.H. & Norman, D.A. (1981). Einführung in die Psychologie. Informationsaufnahme und -verarbeitung beim Menschen. Berlin: Springer.
- Neisser, U. (1974). Kognitive Psychologie. Stuttgart: Klett.
- Neisser, U. (1979). Kognition und Wirklichkeit. Prinzipien und Implikationen der kognitiven Psychologie. Stuttgart: Klett-Cotta.
-

Psychoanalyse, tiefenpsychologische Ansätze

1. Zur Geschichte

Die Psychoanalyse hat etliche - vor allem philosophische - Vordenker: Herbart, Schopenhauer, Nietzsche, Eduard von Hartmann, Fechner, um nur einige Namen zu nennen. Der psychoanalytische Ansatz ist jedoch das Werk eines Mannes, der die Vorläufer gar nicht immer gelesen hatte: Sigmund Freud (1856 - 1939). Als Geburtsdatum der Psychoanalyse wird oft 1899, die Fertigstellung seines Buches "Die Traumdeutung" angegeben (Druckdatum 1900). Freud hat seine Theorie immer wieder neuen Erfahrungen und Erkenntnissen angepasst, war aber recht starrsinnig, wenn seine Schüler abweichende Ansichten formulierten. Schon zu Lebzeiten Freuds hat sich die Psychoanalyse in zahlreiche tiefenpsychologische Schulen aufgespalten, einige sind im Abschnitt 2.8. kurz dargestellt. Die Psychoanalyse hat einen überaus große Wirkung auf alle wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Bereiche ausgeübt, vor allem hat sie die Künste beflügelt. Viele psychoanalytische Konzepte sind in das Alltagsvokabular übergegangen: Verdrängung, Komplex, Aggression, Sublimierung usw.

2. Grundannahmen

Die Psychoanalyse bildet ein recht unübersichtliches Feld. Wir können hier nur die zentralen Postulate anführen (vgl. Heiss, 1964, Rapaport, 1970, Laplanche & Pontalis, 1972, Goeppert, 1976).

2.1 Psychischer Determinismus

Jedes Verhalten und Erleben ist vollständig bestimmt, es gibt nichts Zufälliges oder Sinnloses im psychischen Geschehen. Dieses Postulat gilt vor allem für Phänomene, die man bisher dem Zufall zugeschrieben hat:

- alltägliche Fehlleistungen wie Versprechen, Verlieren, Verlegen usw.
- Gedanken und Assoziationen, die einem durch den Kopf gehen
- wirre und bizarre Inhalte von Nachtträumen, Tagträumen und Fantasien
- unsinnig erscheinende neurotische und psychotische Symptome

Die Auswertung *freier Assoziationen* in der Therapie wird bei Freud zu einer wichtigen Methode für das Aufdecken unbewusster Inhalte und Konflikte. Jeder noch so "abwegige" Einfall hat eine tiefere Bedeutung.

Überdeterminierung. Jedes Erleben und Verhalten ist mehrfach bedingt. Eine eindeutige funktionale Beziehung zwischen *einer* Determinanten und *einem* psychischen Phänomen ist seltene Ausnahme.

2.2 Ergänzungsreihen

Jedes Verhalten und Erleben lässt sich durch ein Zusammenwirken von *dispositionellen* (angeborenen wie erworbenen) und *aktuellen* Faktoren erklären. Jede psychologische Erklärung muss einen Zusammenhang mit der physischen und sozialen Umwelt einbeziehen.

Die Bedingungen der jeweiligen gesellschaftlichen Umwelt sind von zentraler Bedeutung für die Entwicklung des Individuums. Freud sagt an einer Stelle, dass die Individualpsychologie immer bereits Sozialpsychologie ist. Dieses Postulat stellt die Weiche für eine psychosoziale Variante der Psychoanalyse, die sich mit dem Marxismus verbindet (Wilhelm Reich, Erich Fromm).

2.3 Drei psychische Qualitäten

Das Psychische wird nicht mit dem Bewusstsein gleichgesetzt, sondern es gibt unbewusste psychische Inhalte und Vorgänge, die dem Verhalten und Erleben zugrunde liegen. Dies ist das zentrale Postulat jeder *Tiefenpsychologie*.

Alle psychischen Vorgänge oder Inhalte sind entweder *bewusst*, *vorbewusst* oder *unbewusst*. Diese Unterscheidung ist weder eine absolute noch eine permanente, psychische Inhalte können ihre Qualität verändern:

Bewusste Inhalte. Alles Erleben, also Wahrnehmungen, Gedanken, Gefühle. Das Bewusstsein ist nur die Spitze eines Eisbergs, das psychische Leben besteht zum größten Teil aus nichtbewussten Prozessen.

Vorbewusste Inhalte. Das Vorbewusste kann durch geringe Anstrengung bewusst werden (z.B. Erinnerung).

Unbewusste Inhalte. Sie sind für das Bewusstsein unzugänglich und können nur unter erheblichen Bemühungen (z.B. in einer psychoanalytischen Behandlung) ins Bewusstsein gehoben werden. Bewusste Inhalte können durch Verdrängung unbewusst werden. Sind sind dann "sprachlos" und nur symbolisch ausdrückbar.

2.4 Postulat der Triebenergien

Es gibt *psychische Energien*, die durch Richtung und Größe definiert werden können.

Triebquelle. Der Trieb ist ein Grenzbegriff zwischen Somatischem und Psychischem. Der Trieb hat eine objektive Seite in physiologischen Prozessen und eine subjektive Seite als Bedürfnis, Erregung oder Drang. Trieben als inneren Reizen kann der Mensch nicht wie Außenreizen durch Flucht entkommen.

Triebziel: Ziel eines Triebes ist die Aufhebung des Erregungszustandes, die als *Befriedigung* bezeichnet wird, wenn sie als Handlung erfolgt, und als *Wunscherfüllung*, wenn sie die Form von Fantasien, Tag- und Nachtträumen annimmt. Die Tendenz der Triebe nach unmittelbarer Befriedigung wird als *Lustprinzip* bezeichnet.

Triebobjekt. Objekt eines Triebes kann alles werden, was zur Befriedigung dient: Personen, Gegenstände, eigene Körperteile. Die Erfahrungen, die ein Individuum über Triebbefriedigung und Triebversagung im Umgang mit wichtigen Objekten macht (*Tribschicksale*), sind die wesentlichsten Bedingungen für die Bildung des *Charakters*.

2.5 Postulat des Triebdualismus

Erst ab 1920 nimmt Freud zwei *Grundtriebe* an, die sich wiederum in *Teil-* oder *Partialtriebe* ausdifferenzieren.

Trieb	Triebenergie	Triebziel
Eros Sexualtriebe Lebenstriebe	Libido	Bindung

Thanatos	(Destrudo)	Auflösung
Aggressionstrieb		Zerstörung
Todestrieb		

Jedes Verhalten und Erleben läßt sich letztlich aus einer Mischung dieser Grundtriebe ableiten. Dabei wird deutlich, dass die Begriffe *Sexualität* und *Aggression* viel umfangreicher gedacht sind als üblich.

Die Triebe erfahren in der Ontogenese eine Entwicklung in folgenden Phasen:

Orale Phase (1. Lebensjahr). Im Zentrum steht der Lustgewinn durch Stimulation der Mundregion: Saugen, Nuckeln, Lecken, Lutschen, Schlucken. Die aggressiven Anteile äußern sich durch Beißen, Ausspucken, Festhalten.

Anale Phase (2. u. 3. Lebensjahr). Die erogene Zone ist jetzt die Afterregion. Lustgewinn wird aus der Darmentleerung und dem Zurückhalten gezogen. Die aggressiven Anteile äußern sich in der Machtausübung durch Verweigern in der Sauberkeitserziehung

Phallische Phase (3. bis 6. Lebensjahr). Jetzt wird die Genitalregion zur erogenen Zone. Lustgewinn wird nach Freud vor allem aus dem Spiel mit dem Penis gezogen, während das Mädchen einen *Penisneid* entwickelt. Diese Phase endet für den Jungen mit dem *Ödipus-Konflikt*: Er verliebt sich in die Mutter und erlebt den Vater als übermächtigen Rivalen. Das Mädchen verliebt sich - nach der Loslösung von der Mutter - in den Vater, die Mutter wird jetzt zur Nebenbuhlerin (*Elektra-Konflikt*). Da die Konflikte nicht lösbar sind, wird die Sexualität verdrängt.

Latenzzeit (bis zur Pubertät). Tote Hose, die Sexualität ruht (lat. latent = verborgen). In dieser Zeit werden kognitive und soziale Fertigkeiten erworben. Die Heranwachsenden setzen sich mit kulturellen Werten auseinander.

Genitale Phase (ab Pubertät). Alle erogenen Zonen werden wieder aktiviert, die Partialtriebe verschmelzen unter dem "Primat der Genitalität": Küssen, anales und genitales Betasten und Streicheln, Eindringen, Hingeben, Zurückhalten, Loslassen, alle Befriedigungsmöglichkeiten werden im Umfeld des Koitus gebündelt.

Nach Ablauf dieser Phasen ist die Persönlichkeit in den wesentlichen Zügen festgelegt. Ungelöste Konflikte führen zu bestimmten Persönlichkeitsstrukturen, die das ganze Leben beibehalten werden.

2.6 Triebesetzung

Bestimmte Energiequantitäten der Triebe besetzen die psychischen Repräsentanten von Triebobjekten. Sie sind stets auf andere Objekte verschiebbar.

Besetzung. Betrag an psychischer Energie, der auf einen psychischen Repräsentanten einer Person oder eines Gegenstandes gerichtet ist. Wichtig: Besetzt werden Begriffe, Erinnerungen, Gedanken, nicht die äußeren Objekte! Wenn z. B. eine Person stirbt, kann die Besetzung erhalten bleiben.

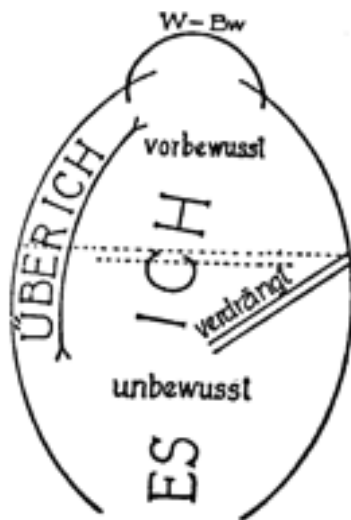
Fixierung. Starke und daher oft rigide Besetzung. Beispiel: Ein Junge bleibt auf die Mutter fixiert und es ist ihm deshalb später unmöglich, Libido auf eine andere Frau zu übertragen.

Regression. Rückkehr zu einem in der Entwicklung früheren Triebobjekt. Regression setzt gewöhnlich Fixierung voraus. Beispiel: Autoerotismus bei Erwachsenen. Es gibt eine "Regression im Dienste des Ich" (z. B. orale Befriedigungen durch Essen und Trinken, Kuscheln).

Mit diesen Begriffen wird der Energiehaushalt der Psyche beschrieben. Dies geschieht analog den physikalischen Prinzipien der Energieerhaltung.

2.7 Psychischer Apparat

Die Psyche gliedert sich in drei permanente Instanzen: Es, Ich und Überich. Die nebenstehende bildliche Darstellung der "Strukturverhältnisse der psychischen Persönlichkeit" stammt von Freud selbst:



Es: Ererbtes, vor allem die *Triebe* mit der Tendenz zur unmittelbaren Befriedigung (*Lustprinzip*).

Ich: Funktionen der Umwelt-Beziehung: Informationsaufnahme (Wahrnehmung), Informationsspeicherung (Gedächtnis) und Informationsverarbeitung (Denken bei Befriedigungsaufschub), motorische Kontrolle. Das Ich sichert die Selbsterhaltung, die das Es vernachlässigt. Das Ich vertritt ein *Realitätsprinzip*.

Überich: Niederschlag der Einflüsse von Erziehungspersonen. In der Sozialisation internalisierte Verbote und Gebote (Werte, Normen) der der jeweiligen Gesellschaft (*Moralitätsprinzip*).

Das Ich hat die integrative Aufgabe, die Triebregungen, die Forderungen der Realität und des Überich miteinander in Einklang zu bringen. Bei auftretenden *Konflikten*, d.h. sich ausschließenden Bedürfnissen (z.B. zwischen Trieb und Überich) ist das Ich dieser Aufgabe nicht immer gewachsen. Es tritt dann *Angst* auf und das Ich bedient sich verschiedener *Abwehrmechanismen*, um einen Pol des Konflikts zu beseitigen (dazu unten Abschnitt 5).

2.8 Exkurs: Tiefenpsychologische Schulen

Schon zu Lebzeiten von Freud hat sich die Psychoanalyse in zahlreiche Schulen aufgespalten, die Annahmen von ihm verwarfen oder veränderten. Einige sollen kurz skizziert werden, da sie bis heute eine Rolle spielen:

Individualpsychologie. Diesen Namen für seinen Ansatz hat Alfred Adler (1870-1937) schlecht gewählt, denn er erweiterte das Triebkonzept von Freud gerade durch soziale Aspekte. Nach Adler ist der Mensch vor allem von einem *Geltungstrieb* beherrscht. das Verhalten des Menschen ist vor allem durch die Kompensation von Minderwertigkeitsgefühlen bestimmt. Demgegenüber wirkt ein *Gemeinschaftstrieb*, der auf das Zusammenleben ausgerichtet ist. Nur der Neurotiker ist völlig auf sich selbst zentriert.

Analytische Psychologie. Auch Carl Gustav Jung (1875-1961) erweiterte den Freudschen Ansatz: Er nimmt neben dem persönlichen Unbewussten ein *kollektives Unbewusstes* an, in dem Inhalte aus der Geschichte der Menschheit aufbewahrt sind. Diese sogenannten *Archetypen* zeigen sich in universellen Symbolen und Mythen. Die sexuellen und aggressiven Triebe treten sehr in den Hintergrund, der Mensch strebt vor allem nach psychischer Ganzheit (Individuation oder Selbstwerdung). Die stark rassistischen Ansichten von Jung werden von seinen Anhängern gern unterschlagen.

Bioenergetik. Eine der schillerndsten Vertreter der Psychoanalyse ist Wilhelm Reich (1897-1957), bei dem sich wilde Spekulationen mit faszinierenden Einsichten vermischen. Es ist sehr schwer, seinen Arbeiten gerecht zu werden, die von der Soziologie bis zur Physik reichen. Er nimmt eine *Orgon-Energie* an, die das ganze Universum erfüllt und auch den menschlichen Körper durchfließt. Wird sie im Körper gestaut oder blockiert, so führt dies zu psychischen Störungen, z. B. zur Unfähigkeit zum Orgasmus: Die Person kann sich nicht über die Muskulatur abreagieren. Seine *Vegetotherapie* setzt deshalb am Körper an: Durch verschiedene Formen der Massage werden Muskelverspannungen gelockert, durch vertiefte Atmung werden Einschränkungen des Energie-Niveaus aufgehoben. Reich sah einen Zusammenhang zwischen einer unterdrückenden Zwangsmoral und der Entstehung von Neurosen. Die Beschäftigung mit der sozialen Unterdrückung des Geschlechtslebens führte Reich zum Marxismus. Er begründete die *Sexpol-Bewegung*, die politische und sexuelle Aufklärung zum Ziel hatte. - Weiterentwicklungen einer körper-orientierten Psychotherapie findet man in der *Bioenergetik* von Alexander Lowen, der *Primärtherapie* von Arthur Janov und der *Gestalt-Therapie* von Fritz Perls.

Neopsychoanalyse. Mit diesem Begriff wird eine recht unterschiedliche Gruppe von Analytikern zusammengefasst: Karen Horney, Harry Stack Sullivan, Harald Schultz-Hencke, auch Erich Fromm kann dazu gezählt werden. Gemeinsam ist ihnen die Ablehnung der Triebtheorie und die stärkere Betonung des sozialen Milieus für die Entstehung von psychischen Störungen.

Psychosoziale Entwicklungstheorie. Erik Homburger Erikson (*1902) hat die fünf Phasen der psychosexuellen Entwicklung von Freud übernommen und weitere Phasen hinzugefügt. Nach der Latenzzeit und vor der genitalen Phase hat er eine Phase der Identitätsfindung eingefügt. Die Entwicklung des Erwachsenen wird in drei Phasen ausdifferenziert. In jeder Phase hat jede Person in jeder Kultur eine bestimmte psychosoziale Krise zu meistern. Von der Art der Bewältigung hängt der Verlauf der weiteren Entwicklung ab. Damit endet die psychoanalytische Theorie nicht mehr mit dem Eintritt in die Pubertät, sondern wird auf den ganzen Lebenslauf ausgedehnt.

Die Aufsplitterung der Psychoanalyse hängt sicher auch damit zusammen, dass zahlreiche originelle Spekulationen ohne empirische Überprüfung und Korrektur bleiben. So können immer neue Ideen aufgegriffen werden, ohne sich in einem langfristigen Forschungsprogramm bewähren zu müssen. Ein durchgängige Annahme bleibt aber allen tiefenpsychologischen Schulen gemeinsam: *Das menschliche Erleben, Verhalten und Werken ist in großen Teilen von unbewussten Motiven bestimmt.*

3. Bevorzugte Methoden

Die Psychoanalyse baut auf einer *kasuistischen Basis* auf, d. h. der intensiven Auseinandersetzung mit einzelnen klinischen Fällen. Die hauptsächliche Erkenntnisquelle ist Material aus therapeutischen Gesprächen, in denen biografische Erinnerungen, Traumdeutungen und freie Assoziationen eine zentrale Rolle spielen. Diese werden vom Analytiker interpretiert (gedeutet). Aufzeichnungen und Evaluation von Therapien lehnte Freud ab. Ebenso war er gegen experimentelle Untersuchungen und standardisierte Tests, da sie seiner Ansicht dem psychischen Leben nicht gerecht werden.

Freud war der Überzeugung, dass diese empirische Basis nur eine vorläufige Notlösung ist, bis man die Psychoanalyse mit physiologischen und neuro-psychologischen Methoden bestätigen kann.

4. Anwendungen: Psychotherapie

Das wichtigste praktische Feld ist die Psychotherapie, vor allem von Neurosen, später auch anderen klinischen Störungen. Dabei zielt die Behandlung nicht primär auf eine Beseitigung der störenden Symptome, sondern auf eine Umwandlung der Persönlichkeit. Dies ist ein Grund, warum eine große Analyse sich oft über Jahre hinzieht. Eine psychoanalytische Behandlung umfasst zwei Komponenten: Nacherleben und Einsicht:

Nacherleben: In der Vergangenheit nicht bewältigte Konflikte werden in einer *Übertragung* auf den Analytiker wiederbelebt und aufgearbeitet (kathartisches Nacherleben).

Einsicht: In der Aufarbeitung der Vergangenheit bekommt der Patient Einsicht in seine Gewordenheit und damit die Möglichkeit, sich zu verändern.

Nacherleben und Einsicht sollen in Richtung auf eine Emanzipation der Person von unbewussten und einengenden Bedingungen zusammenwirken.

Neben der Psychotherapie sind psychoanalytische Konzepte in vielen anderen praktischen Bereichen angewandt worden. Vor allem in der psychosexuellen Erziehung oder im Umgang mit Gewalt und Aggression.

5. Ausgewähltes Thema: Konflikt und Abwehr

Die Psychoanalyse bietet zahlreiche Themen zur Vertiefung an. Wir haben die Abwehrmechanismen gewählt, da sie nicht nur ein theoretisches Filetstück darstellen, sondern auch durch empirische Untersuchungen bestätigt wurden (z.B. Miller & Swanson, 1966).

Als herausragendes Konzept der Psychoanalyse kann der *Konflikt* bezeichnet werden. In einem Konflikt stehen sich gegensätzliche innere Forderungen gegenüber, z. B. ein Wunsch und eine moralische Forderung, oder zwei sich widersprechende Gefühle. Kein Mensch kommt ohne Konflikte durchs Leben, da das Lustprinzip des Es zwangsläufig mit jeder Art von gesellschaftlichem Überich in Widerspruch steht. Der Umgang mit Konflikten ist daher konstitutiv für die menschliche Existenz. Man unterscheidet *manifeste Konflikte*, die der Person bewusst sind, und *latente Konflikte*, bei denen eine Seite nicht bewusst ist.

Bei auftretenden Konflikten ist es die Aufgabe des Ich, eine Lösung zu finden. Ist das Ich dieser Aufgabe nicht gewachsen, kann es Abwehrmechanismen einsetzen, die psychische Inhalte vom Bewusstsein fern halten, so dass ein Pol des Konfliktes "beseitigt" oder neutralisiert wird. Nachfolgend die wichtigsten Abwehrmechanismen (A. Freud, 1936):

Verdrängung. Dieser zentrale Abwehrmechanismus lässt eine Triebregung im Unbewussten verschwinden. Verdrängung ist eigentlich die Grundlage aller anderen Abwehrmechanismen. Zwar sind Inhalte vom Bewusstsein ausgeschlossen, aber sie äußern sich in Träumen, Fehlleistungen und neurotischen Symptomen. Ein Ziel der psychoanalytischen Therapie: Wo Es war, soll Ich werden. Man kann die Verdrängung als Leitthema der ganzen Freudschen Lehre sehen.

Projektion. Eigene Bedürfnisse und Triebregungen werden anderen Personen zugesprochen: Nicht ich habe aggressive Neigungen, sondern die anderen sind aggressiv. Dieser Abwehrmechanismus ist für die Bildung von Vorurteilen verantwortlich (z. B. die Triebhaftigkeit der Schwarzen)

Reaktionsbildung. Bedürfnisse werden unterdrückt durch Übersteigerung gegenteiliger Impulse. Beispiel: Aggressionen der Mutter gegenüber ihrem Kind führt zur Haltung des Overprotection.

Konversion. Ein Konflikt wird nicht psychisch durch das Ich bearbeitet, sondern in somatische Symptome umgesetzt. Beispiele: Lähmungen, Schmerzen, psychosomatische Krankheiten. Hier drücken sich die verdrängten Inhalte im Körper aus.

Verschiebung. Bedürfnisse und Triebe werden auf ein Ersatzobjekt verschoben.

Rationalisierung. Triebhaften Gefühlen, Gedanken oder Handlungen wird eine „vernünftige“ und moralisch akzeptable Begründung unterschoben.

Sublimierung. Neutralisierung libidinöser oder aggressiver Energien (Desexualisierung, Desaggressivierung), die dann anderen Zielen zugeführt wird, z.B. geistigen oder künstlerischen Tätigkeiten. Sublimierung ist nach Freud eine Voraussetzung für jede Gesellschaft und Kultur.

Die Abwehrmechanismen sind einerseits notwendige Schutzmaßnahmen des Ich, um mit Triebregungen fertig zu werden. Andererseits sind sie aber auch Zeichen einer Ichschwäche und eine Quelle von Fehlentwicklungen. Am gefährlichsten ist die Verdrängung, da sich verdrängte Inhalte in neurotischen und psychotischen Symptomen ausdrücken. Die anderen Abwehrformen verhindern aber ebenfalls, dass sich eine Person mit ihren Triebregungen auseinandersetzt. Hier zeigt sich, dass bei Freud die Grenzen zwischen normalem und pathologischem Erleben und Verhalten fließend sind.

6. Bewertung der tiefenpsychologischen Ansätze

Es ist überaus schwer, der Psychoanalyse mit ihren zahlreichen Varianten und Schulen gerecht zu werden. Die akademische Psychologie macht es sich oft sehr leicht, indem sie die Psychoanalyse aus methodischen Gründen ablehnt oder ignoriert: Da die Psychoanalyse nicht mit Experimenten arbeitet, wird sie aus dem Bereich wissenschaftlicher Psychologie ausgeschlossen. Diese Haltung übersieht aber, dass etliche Bestandteile der Psychoanalyse später auch empirisch bestätigt wurden (nicht alle, aber das geht anderen Theorien auch so). Weiter darf man die Kasuistik als Erkenntnisquelle nicht geringschätzen. Biografische und einzelfall-bezogene Methoden sind derzeit dabei, sich einen festen Platz innerhalb der Sozialwissenschaften zu erobern. Ein Problem bleibt allerdings: Die Kasuistik der Psychoanalytiker entzieht sich jeder Überprüfung und Kontrolle. Wenn sich die Doppeltür hinter einem Patienten schließt, entzieht sich der systematischen Beobachtung, was dahinter geschieht. Was als Material bleibt, sind nur die Erinnerungen und Interpretationen des Analytikers. Und diese sind auf jeden Fall unzureichend, um ein Theoriegebäude wie die Psychoanalyse empirisch zu bestätigen.

Die psychoanalytischen Aussagen kann man nicht als ganzes verdammen oder akzeptieren, sondern muss sie differenziert beurteilen.

Etliche richtige Beobachtungen hat Freud zu sehr verallgemeinert. So beschreibt z. B. der *Ödipuskomplex* eine Dreiecksbeziehung, wie sie besonders in der Kleinfamilie durchaus vorkommen kann. Aber der Ödipuskomplex ist sicher kein Entwicklungsstadium, durch das alle Menschen notwendig hindurchmüssen.

Andere Aussagen der Psychoanalyse sind kulturhistorisch schlicht überholt, denn die Menschen verändern sich schneller als die psychologischen Theorien über sie. Die Ansichten von Freud über die Weiblichkeit sind z.B. stark patriarchalisch geprägt. Auch die Sexualität hat bei Freud einen Stellenwert, der im viktorianischen Zeitalter verständlich ist, aber in liberaleren Gesellschaften überzogen wirkt.

Die *psychoanalytische Theorie* hat mehrere Eigenschaften, die sie gegenüber der oft lebensfern wirkenden akademischen Psychologie vielen Menschen sympathisch macht:

- Sie fördert die Selbstreflexion des Menschen, vor allem über seine irrationalen, "triebhaften" Anteile.
- Sie wirkt durch das Aufdecken von unbewussten Motiven und das Durchschauen von Personen interessant und spannend.
- Sie sieht den Menschen als ein Wesen, das seinen Charakter durch Konflikte entwickelt.
- Sie stellt einen engen Zusammenhang zwischen individuellem Leben und der umgebenden Gesellschaft her.
- Sie löst die Grenzen zwischen normalem und pathologischen Verhalten und Erleben auf.

In der Wissenschaft darf keine Aussage und keine Theorie ausgeschlossen werden. Sie muss sich aber der empirischen Überprüfung stellen, die mit verschiedenen Methoden erfolgen kann. Hier besteht für die Psychoanalyse erheblicher Nachholbedarf.

Am strittigsten ist sicher die *psychoanalytische Therapie*. Es sind viele Behandlungsmethoden entwickelt worden, die schneller und gezielter helfen. Die passive Haltung des Analytikers, der nur deuten darf, und der hohe Anspruch einer Persönlichkeitsänderung können zu einer unendlichen Analyse führen. Auch die Abschottung vor jeder Kontrolle oder Evaluation ist eine Schwäche der psychoanalytischen Behandlung.

Literatur

Für an der Psychoanalyse Interessierte empfiehlt sich auf jeden Fall die Lektüre der Schriften von Freud, die zwar nicht immer leicht verständlich sind, aber durch ihre Sprache beeindrucken. Sehr geeignet ist die Studienausgabe im S. Fischer Verlag, die im ersten Band die Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse enthält. Alle wichtigen Schriften gibt es auch als Taschenbücher.

- Brenner, C. (1968). Grundzüge der Psychoanalyse. Frankfurt: Fischer.
- Goeppert, S. (1976). Grundkurs Psychoanalyse. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.
- Freud, Anna. (1936) Das Ich und die Abwehrmechanismen. München: Kindler.
- Heiss, R. (1964). Allgemeine Tiefenpsychologie. Bern/Stuttgart: Hans Huber.
- Hoffmann, S. O. (1994). Psychoanalyse. In R. Asanger & G. Wenninger (Hg.), Handwörterbuch Psychologie. Weinheim: PsychologieVerlagsUnion, S. 579-586.
- Kriz, J. (1994). Grundkonzepte der Psychotherapie. Eine Einführung. Weinheim: PsychologieVerlagsUnion.
- Kurz, Frieda (1993). Zur Sprache kommen. Psychoanalytisch orientierte Sprachtherapie mit Kindern. München: Ernst Reinhardt Verlag.
- Laplanche, J. & Pontalis, J.-B. (1973). Das Vokabular der Psychoanalyse. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Loch, W. (Hg.).(1983). Die Krankheitslehre der Psychoanalyse. Stuttgart: Hirzel.
- Rapaport, D. (1970). Die Struktur der psychoanalytischen Theorie. Stuttgart: Klett.
- Kraiker, Ch. (1980). Psychoanalyse, Behaviorismus, Handlungstheorie, Theoriekonflikte in der Psychologie. München: Kindler.
- Laplanche, J. & Pontalis, J.B. (1972). Das Vokabular der Psychoanalyse. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Miller, D.R. & Swanson, G.E. (1966). Inner conflict and defense. New York: Schocken Books.
- Wyss, D. (1961). Die tiefenpsychologischen Schulen von den Anfängen bis zur Gegenwart. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
-

Humanistische Psychologie

I. Zur Geschichte

Unter dem Etikett Humanistische Psychologie werden verschiedene Ansätze gebündelt, die sich in den Vereinigten Staaten als "Dritte Kraft" neben Behaviorismus und Psychoanalyse herausgebildet haben. "Immer mehr Menschen beschäftigten sich angesichts der wachsenden persönlichen, zwischenmenschlichen und kulturellen Entfremdung durch die rasante Technologieentwicklung, zunehmende atomare Bedrohung und steigende Umweltzerstörung mit der Frage nach dem Sinn und Wert des Lebens" (Hinte & Runge, 1994, 300). Die humanistischen Psychologen suchen Antworten auf diese Frage. Als Geburtsstunde lässt sich 1962 die Gründung der "American Association of Humanistic Psychology (AAHP)" angeben. Zu den Gründungsmitgliedern gehören Abraham Maslow, Carl Rogers, Rollo May und die deutsche Psychologin Charlotte Bühler.

In Deutschland hat die humanistische Psychologie zwar deutliche Spuren in verschiedenen Praxisfeldern hinterlassen, die akademische Breitenwirkung war bisher jedoch gering. Erst seit einigen Jahren werden humanistische Ansätze aufgegriffen und weiterentwickelt. 1990 wurde die "Neue Gesellschaft für Psychologie (NGfP)" und 1992 ihre Zeitschrift "Journal für Psychologie" gegründet. Damit haben humanistische Ansätze auch in Deutschland eine akademische "Infrastruktur" aufgebaut.

2. Grundannahmen

2.1 Philosophische Wurzeln

Die Humanistische Psychologie ist ein Schmelztiegel unterschiedlicher philosophischer und wissenschaftlicher Ansätze. Während andere Strömungen der Psychologie ihre philosophischen oder weltanschaulichen Wurzeln gern abschneiden und verleugnen, greift die humanistische Psychologie ausdrücklich auf philosophische Begriffe aus folgenden Ansätzen zurück:

Humanismus. Diese seit der Antike vorhandene geistesgeschichtliche Strömung stellt die freie Entfaltung der Persönlichkeit durch entsprechende Gestaltung des Lebens und der Gesellschaft in den Mittelpunkt. Ein Zeitalter des Humanismus leitet die Renaissance ein, in der sich der Mensch von kirchlichen und weltlichen Autoritäten löst. Das Beiwort "humanistisch" verweist darauf, dass der ganze Mensch erfasst werden soll.

Existenzphilosophie. Diese philosophische Richtung geht von Søren Kierkegaard aus, dazu gehören Martin Heidegger, Martin Buber, Karl Jaspers, Jean Paul Sartre. Die Existenzphilosophen suchen nach der "nackten" menschlichen Existenz jenseits von absoluten Werten und jenseits von sozialen Rollen.

Phänomenologie. Die humanistische Psychologie ist von der phänomenologischen, kritisch-beschreibenden Methode beeinflusst, die der Psychologe Wolfgang Metzger (1963, 12) so formuliert:

"Das Vorgefundene zunächst einfach hinzunehmen, wie es ist; auch wenn es ungewohnt, unerwartet, unlogisch, widersinnig erscheint und unbezweifelten Annahmen oder vertrauten Gedankengängen widerspricht. Die Dinge selbst sprechen zu lassen, ohne Seitenblicke auf Bekanntes, früher Gelerntes, "Selbstverständliches", auf inhaltliches Wissen, Forderungen der Logik, Voreingenommenheiten des Sprachgebrauches und Lücken des Wortschatzes. Der

Sache mit Ehrfurcht und Liebe gegenüberzutreten, Zweifel und Misstrauen aber gegebenenfalls zunächst vor allem gegen die Voraussetzungen und Begriffe zu richten, mit denen man das Gegebene bis dahin zu fassen suchte."

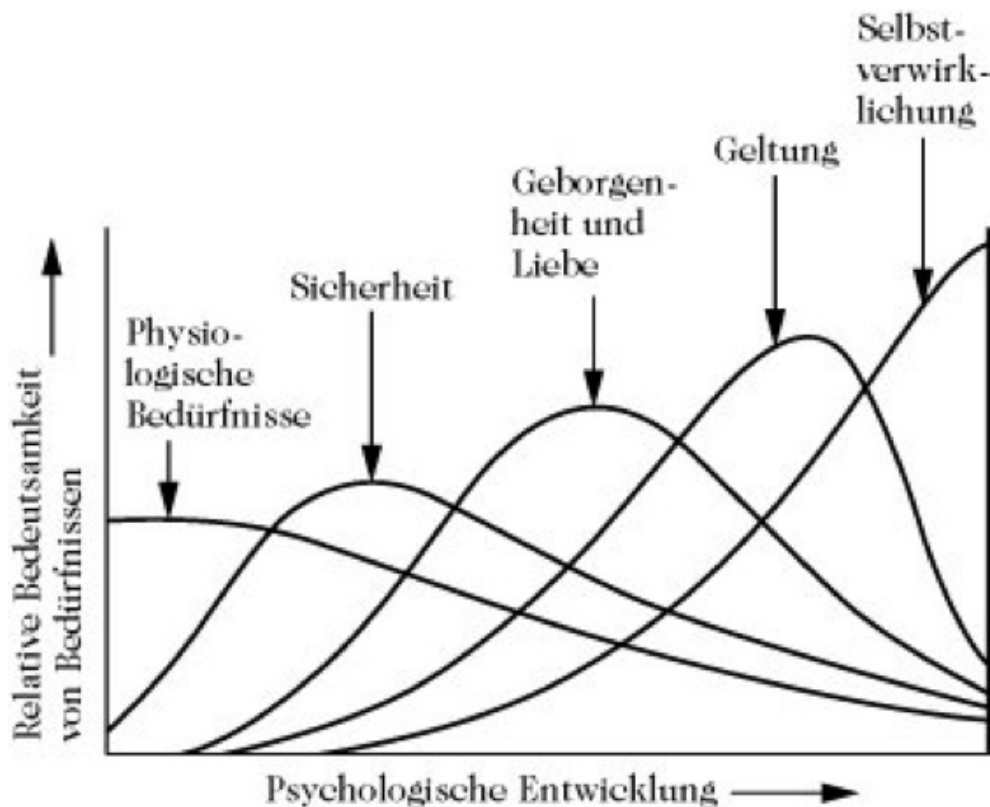
Östliche Philosophie. Auch Inhalte östlicher Philosophie sind von humanistischen Psychologen aufgegriffen worden: Erich Fromm, Fritz Perls und Carl Rogers haben sich mit Buddhismus, Taoismus und Zen beschäftigt.

2.2 Themen und Konzepte

Die folgende Darstellung führt in einige der grundlegenden Begriffe der humanistischen Psychologie ein. Dabei wird deutlich, dass die Persönlichkeitspsychologie im Mittelpunkt des Interesses steht.

Ganzheitlichkeit. Dieser Begriff stammt aus östlichen Lehren und aus der Gestaltpsychologie, die beide den Menschen als ganzheitliches Wesen beschreiben, das in eine natürliche und eine soziale Umwelt eingebettet ist. Damit wendet man sich gegen einseitige, reduktionistische Ansätze wie die Psychoanalyse oder den Behaviorismus. Alle menschlichen Potenziale sollen erfasst und zur Entfaltung gebracht werden. Die Gestalttherapie von Fritz Perls will abgespaltene Erfahrungen und Gefühle wieder zu ihrem Recht kommen lassen, um sie in eine ganzheitliche Person zu integrieren.

Selbstverwirklichung. Der Mensch wird als ein aktives Wesen gesehen, das nach erfülltem Leben, Anerkennung und Selbstverwirklichung strebt. Große Verbreitung hat ein Modell hierarchischer Bedürfnisse von Abraham Maslow (1954) gefunden:



Quelle: Spektrum Akademischer Verlag, Heidelberg

Das Diagramm zeigt eine Hierarchie von Motivgruppen. Ihre Abfolge findet sich in der Stammesgeschichte des Menschen wie in der Entwicklung der einzelnen Persönlichkeit. Zunächst müssen die Bedürfnisse der unteren Motivgruppe

befriedigt werden, bevor ein höheres Bedürfnis aktiviert wird und das Handeln bestimmt. Hier eine nähere Beschreibung der Motivgruppen:

Physiologische Bedürfnisse: Hunger, Durst, Sexualität. Sie werden als drängend erlebt (auch Mangelbedürfnisse).

Sicherheit: Schutz vor Schmerz, Angst, Furcht; Bedürfnis nach Ordnung und Gesetzmäßigkeit.

Soziale Bindungen: Liebe, Zärtlichkeit, Geborgenheit, sozialer Anschluß, Identifikation.

Selbstachtung: Leistung, Geltung, Zustimmung, Akzeptanz.

Selbstverwirklichung: Wachstum, Entfaltung aller Fähigkeiten, persönliche Identität, Sinnstiftung, Verantwortung, Glück.

Selbstverwirklichung und persönliche Identität sind die höchsten Ziele menschlichen Strebens. Sie werden nur erreicht, wenn die darunter liegenden Motivklassen befriedigt sind ("Erst kommt das Fressen, dann die Moral"). Allerdings werden Bedürfnisse oft durch ungünstige gesellschaftliche und soziale Lebensumstände behindert.

Verantwortung. Der Mensch, der sich selbstverwirklicht, wird als kreativ und frei beschrieben. Er allein trägt die Verantwortung für sein Leben und kann diese nicht an andere Menschen delegieren. Er selbst muss seinem Leben Sinn und Orientierung geben. Hier klingt deutlich existenzphilosophisches Gedankengut an, allerdings in einer optimistischen Variante: Der Mensch wird als "konstruktiv und vertrauenswürdig" angesehen (Rogers, 1970, 193). Die Wertorientierung und die Suche nach Lebenssinn trennen den Menschen grundsätzlich von anderen Lebewesen.

Bewusstheit (awareness). Hiermit wird ein Zustand der Offenheit und Aufmerksamkeit für das aktuelle Geschehen verstanden. Das Erleben in der Gegenwart ist der Ausgangspunkt für Veränderung und Selbstverwirklichung.

"Nichts existiert außer dem Hier-und-Jetzt. Das Jetzt ist die Gegenwart, ist das Phänomen, die Erscheinung, ist das, dessen du gewahr bist, ist der Moment, in dem du deine sogenannten Erinnerungen und deine sogenannten Antizipationen mit dir herumträgst. Ob du dich erinnerst oder vorwegnimmst, du tust es jetzt. Die Vergangenheit ist nicht mehr. Die Zukunft ist noch nicht" (Perls, 1974, 49).

Das bewusste Leben in der Gegenwart ist vor allem eine Abkehr von der rückwärtsgerichteten Psychoanalyse. Egal was aus einem Menschen geworden ist, seine Konflikte können nur in der Gegenwart bearbeitet und aufgelöst werden.

3. Bevorzugte Methoden

Alle Methoden, die den Menschen manipulieren, analysieren und auf bestimmte Reaktionen reduzieren, werden abgelehnt. Bevorzugt werden "weiche" qualitative Methoden wie Selbstbeobachtung, teilnehmende Beobachtung, Interviews. Der Auswertung von Werken wie Tagebücher, Briefe, Bilder wird eine größere Bedeutung als in den anderen psychologischen Strömungen zugemessen. Bei den *qualitativen Methoden* stehen nicht exakte Messung und statistische Auswertung im Vordergrund, sondern eine möglichst breite Erfassung von Erleben, Verhalten und Werken. Der humanistische Psychologe sieht sich nicht als distanzierter Wissenschaftler, sondern als engagierter Teilnehmer in einem gemeinsamen Forschungsprozess. Es gibt also keine Versuchspersonen, sondern gemeinsam an Veränderungen arbeitende Partner. Der Wissenschaftler muss sich dabei der politischen Dimensionen seiner Forschungen bewusst sein und er muss engagiert Stellung beziehen.

4. Anwendungen

Die humanistische Psychologie hat in vielen sozialen Praxisfeldern ihre Spuren hinterlassen.

Psychotherapie. Innerhalb der humanistischen Psychologie wurden Therapieformen entwickelt, die vor allem der Selbstfindung und -verwirklichung dienen sollen, z. B. Gestaltherapie, Sensitivity Training, Klienten- oder personenzentrierte Psychotherapie. Die aus letzterer in Deutschland entstandene Gesprächstherapie hat sich neben der Verhaltenstherapie und der Psychoanalyse etabliert (Tausch, 1968, s. Abschnitt 5). Diese Richtung ist sehr um empirische Fundierung, Kontrolle der Therapie und Evaluation der Erfolge bemüht.

Gruppendynamik. Zur Arbeit mit Gruppen haben sich Verfahren aus der humanistischen Psychologie in der psychosozialen Praxis etabliert, so z. B. Selbsterfahrungsgruppen, Themenzentrierte Interaktion (TZI), Workshops, Kommunikationstraining. Dabei geht es primär um alltägliche, nicht therapeutische Prozesse. Hier ist ein gewisser Wildwuchs entstanden, da die Kommerzialisierung Konkurrenz und Aufsplitterung begünstigt. Es wurden zahllose gruppendynamische Übungen entwickelt, von denen nicht alle einen seriösen wissenschaftlichen Hintergrund aufweisen können,

Organisationsentwicklung. Hier geht es um die Gestaltung von Unternehmen, Betrieben und Non-Profit-Institutionen (z.B. Schulen, Gefängnisse). Die psychologischen Tätigkeiten sind Consulting (Beratung), Coaching (Betreuung) und Training (Einübung), um Veränderungen zu erreichen, die von allen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen als sinnvoll erachtet und auch getragen werden. Die humanistische Psychologie hat etliche Management-Konzepte beeinflusst: Lernende Organisation, Unternehmenskultur, Human resources u.a.m.

5. Ausgewähltes Thema: Gesprächsführung

Die nondirektive Gesprächsführung und später die personenzentrierte Psychotherapie wurde von Carl Rogers entwickelt und von dem Psychologenehepaar Reinhard Tausch & Annemarie Tausch nach Deutschland importiert. Ausgangspunkt ist die Selbstverwirklichung als ein lebenslanger Prozess der Weiterentwicklung und Ausschöpfung der eigenen Möglichkeiten. Jeder Mensch besitzt die Fähigkeit, seine Konflikte selbst zu lösen, wenn ihm ein unterstützendes soziales Umfeld geboten wird, in dem er sich angstfrei mit sich auseinandersetzen kann. Dieses Umfeld soll die therapeutische Situation schaffen, Therapie soll eine Hilfe zur Selbsthilfe sein. Dies erreicht der Therapeut, indem er konsequent drei Haltungen bzw. Verhaltensweisen realisiert:

Empathie. Damit ist ein einführendes und nicht wertendes Verstehen gemeint. Der Therapeut geht auf die Gefühle des Klienten ein und versucht, die Welt aus seinen Augen zu sehen.

Akzeptanz. Hier geht es um eine Haltung, die dem Klienten erfahren lässt, dass seine Person geachtet und sein Erleben akzeptiert wird. Der Therapeut zeigt Anteilnahme und Wärme, aber kein Mitleid. Es dürfen keinerlei Beurteilungen, weder Missbilligung noch Beifall oder Lob geäußert werden.

Echtheit, Authentizität. Der Therapeut muss offen und ehrlich wirken, seine Körpersprache muss mit seinen Aussagen übereinstimmen. Diese Forderung ist besonders schwer zu erfüllen.

Wird eine derartige Gesprächssituation geschaffen, so wirkt das auf den Klienten angstreduzierend und gefühlsbefreiend, die Selbstwahrnehmung und -erforschung wird gefördert. Damit wird der Klient in die Lage versetzt, seine Probleme

konstruktiv in Angriff zu nehmen. Der Therapeut bleibt dabei strikt nondirektiv, d.h. er darf keine Vorschläge machen und Wertungen vornehmen. Alles muss aus dem Klienten selbst kommen, denn nur er hat den Schlüssel für seine Selbstverwirklichung. Positive Auswirkungen der Gesprächssituation konnten in zahlreichen Untersuchungen bestätigt werden. Aber zwei Einschränkungen sind zu nennen:

1. Ein Problem stellt die geforderte professionelle Haltung des Therapeuten dar, die entweder kaum durchzuhalten ist oder antrainiert wirkt und damit der Echtheit widerspricht. Die deutsche Gesprächstherapie kontrolliert das Verhalten der Therapeuten strenger als die ursprüngliche amerikanische nondirektive Methode.
2. Als Gesprächstechnik ist das nondirektive Vorgehen im Umgang mit Patienten und Angehörigen nützlich, als Therapieform stößt es aber an Grenzen. Die Gesprächstherapie eignet sich besonders für Personen, die selbstreflexiv und redigewandt sind. Identitäts- und Selbstwertprobleme sind für eine derartige Therapieform geeignet.

6. Bewertung

Die humanistische Psychologie verbreitet ein sympathisches und positives Menschenbild und kommt besonders bei Personen gut an, die sich mit psychosozialen Problemen und persönlichen Konflikten auseinandersetzen. Die Anerkennung jedes Menschen als eigenständige Person, die individuelle, soziale, kulturelle und ethische Verwirklichung anstrebt, ist eine Position, die für viele Menschen auch eine philosophische Orientierung bietet. An kritischen Einwänden gegen die humanistische Bewegung hat es von Anfang an nicht gefehlt:

1. Die Humanistische Psychologie greift wahllos in die philosophische Tradition und bedient sich mit verschiedenen theoretischen Bestandteilen, die in der psychologischen Praxis dann aber kaum noch zu finden sind.
2. Die zentralen Begriffe der humanistischen Psychologie werden als zu unscharf und vorwissenschaftlich bezeichnet: Selbstverwirklichung, Freiheit, Ganzheitlichkeit usw. Die Theorien sind schwammig formuliert und deshalb schwer überprüfbar.
3. Die Bevorzugung von qualitativen Methoden wird von naturwissenschaftlich orientierten Psychologen als problematisch angesehen. Die humanistische Psychologie macht oft den Eindruck einer geisteswissenschaftlichen Disziplin. Der Übergang zu esoterischen und spekulativen Ansätzen ist fließend.
4. An manchen humanistischen Richtungen wird eine zu starke Betonung der Gefühle und eine anti-intellektuelle Haltung kritisiert: Es werde für eine lustbetonte (hedonistische), alles Rationale ablehnende Lebensweise plädiert, die Handeln nur an momentanen Gefühlen ausrichtet: "Verliert den Kopf und kommt zu euren Sinnen", so eine Maxime von Fritz Perls.
5. Ein letzter Kritikpunkt betrifft die starke Konzentration auf die einzelne Person, die sich vor allem mit der eigenen Selbstverwirklichung befasst. Hierin wird eine bildungsbürgerliche und apolitische Grundhaltung gut situerter Schichten gesehen, die Zeit und Geld zur Entfaltung ihrer Persönlichkeit aufwenden können.

Bei aller Kritik besteht aber kein Zweifel daran, dass die humanistische Psychologie Themen behandelt, die andere psychologische Richtungen vernachlässigen oder aussparen.

Literatur

Bühler, Ch. & Allen, M. (1982). Einführung in die humanistische Psychologie. Stuttgart: Ernst Klett.

- Hinte, W. & Runge, R. (1994). Humanistische Psychologie. In R. Ansanger & G. Wenninger (Hg.), Handwörterbuch Psychologie. Weinheim: PsychologieVerlags Union, S. 300-306.
- Maslow, A. H. (1954). *Motivation and personality*. New York: Harper.
- Metzger, W. (1963). *Psychologie*. Darmstadt: Steinkopf.
- Quitmann, H. (1996). *Humanistische Psychologie. Psychologie, Philosophie, Organisationsentwicklung*. Göttingen: Hogrefe.
- Perls, F. (1974). *Gestalttherapie in Aktion*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Rogers, C.R. (1991). *Therapeut und Klient. Grundlagen der Gesprächspsychotherapie*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Tausch, R. (1968). *Gesprächspsychotherapie*. Göttingen: Hogrefe.
-

Zur Kritik der Psychologie

Die Verwirrung und Öde der Psychologie ist nicht damit zu erklären, daß sie eine "junge Wissenschaft" sei; ihr Zustand ist mit dem der Physik z.B. in ihrer Frühzeit nicht zu vergleichen....Es bestehen nämlich in der Psychologie, experimentelle Methoden und Begriffsverwirrung...

Ludwig Wittgenstein

Böse Zungen behaupten, die Psychologie sei eine Wissenschaft, die Fragen beantwortet, die niemand gestellt hat, da entweder die Antworten längst bekannt sind oder die Fragen niemanden interessieren.

Manfred Dörner

I. Einleitung: Kritische Fragen

Die Psychologie war immer umstritten. Auch heute halten viele Menschen von ihr gar nichts, andere erwarten sich wahre Wunder von ihr. Innerhalb und außerhalb der Psychologie gab und gibt es zahlreiche kritische Stimmen, die Theorien, Methoden und Anwendungen dieser wissenschaftlichen Disziplin angreifen. In diesem abschließenden Kapitel zur Einführung in die Psychologie werden drei Fragen angesprochen, die in der Diskussion über die Psychologie immer wieder gestellt werden.

1. Ist eine Psychologie als eigenständige wissenschaftliche Disziplin überhaupt notwendig?
2. Warum zerfällt die Psychologie in so verwirrend viele Strömungen, Schulen und Theorien?
3. Soll man Psychologie in ihrem derzeitigen Stadium überhaupt anwenden?

Diese komplexen Fragen können hier nicht beantwortet werden, aber es werden die wichtigsten Argumentationen aufgeführt, mit deren Hilfe sich jeder eine eigene Meinung bilden kann.

2. Ist Psychologie als eigene Disziplin notwendig?

Die Psychologie hat viele Fragestellungen mit anderen Disziplinen wie der Soziologie, der Ethologie (Verhaltensforschung), der Ethnologie, der Gehirnforschung und anderen mehr gemeinsam. Die Psychologie ist zwischen mehreren Nachbarwissenschaften so eingeklemmt, dass man die Frage stellen kann, ob ihr überhaupt noch ein eigener Forschungsbereich bleibt. So könnte man die Psychologie auf der einen Seite in die Biologie, auf der anderen Seite in die Soziologie und die Geschichte auflösen:

Psychologie als Biologie. Der Mensch ist ein Geschöpf der Evolution und damit ein hochentwickeltes Tier, sein Erleben und Verhalten ist durch Humanbiologie, Neurobiologie und Ethologie zu erklären, eine eigene Psychologie ist dazu nicht notwendig. Die *Biopsychologie* und der *Behaviorismus* lassen sich ohnehin der biologischen Forschung zurechnen, die *kognitive Psychologie* kann als Teil der Neurowissenschaften angesehen werden. Sogar Sigmund Freud hat die Ansicht vertreten, dass die *Psychoanalyse* nur solange als Ersatzwissenschaft bestehen wird, bis die Physiologie und Neurologie die psychologischen Fragen beantworten kann.

Psychologie als Soziologie. Der Mensch ist ein soziales und historisches Wesen. Sein Erleben und Verhalten ist durch die ihn umgebende Kultur und Gesellschaft

geprägt, es gibt keine gleichbleibende menschliche Natur. Wenn wir den Menschen erforschen wollen, dann müssen wir Geschichte und unterschiedliche Kulturen studieren. Einen Menschen des Mittelalters oder aus einer indianischen Kultur können wir nur im Kontext seiner sozialen und historischen Bedingungen verstehen. Immer wieder wurde der Psychologie der Vorwurf gemacht, sie erkläre gesellschaftliche Phänomene psychologisch und neutralisiere sie damit politisch. Wenn z.B. aggressives Verhalten Ausdruck eines biologischen Triebes ist, wird der Blick von gesellschaftlichen Bedingungen der Gewalt abgelenkt.

Diesen Konflikt könnte man ganz pragmatisch lösen: Es gibt interessante und wichtige Fragen zum Erleben und Verhalten von Menschen. Welche Disziplin sie bearbeitet, ist eigentlich gleichgültig. In diesem Sinne haben sich einige Disziplinen zur *Cognitive Science* zusammengeschlossen, um das intelligente Verhalten des Menschen interdisziplinär zu erforschen. Einer derartigen Lösung widerspricht aber das universitäre System der wissenschaftlichen Disziplinen, die die Realität in Fakultäten, Fächer und Lehrstühle aufgeteilt haben.

3. Warum ist die Psychologie so uneinheitlich?

Für den Laien stellt sich die Psychologie als ein Gemenge verschiedener Ansätze, Theorien und Methoden dar. Deutlich zeigt sich das, wenn irgendeine Handlung erklärt werden soll. Ein Autofahrer hat einem Radfahrer eine Ohrfeige verpasst. Warum? Ein Psychoanalytiker findet ganz andere Erklärungen als ein kognitiver Psychologe. Und wer psychologische Hilfe sucht, der muss erleben, dass etwa 300 verschiedene psychotherapeutische Richtungen auf Patienten oder Klienten warten. Warum so viele Psychologien? Woher kommt dieser Pluralismus?

Verschiedene Perspektiven. Der Pluralismus liegt einmal daran, dass der Mensch ein sehr komplexes und veränderliches Wesen darstellt. Die verschiedenen Ansätze sind verschiedene Perspektiven auf den Menschen: Je nach Blickwinkel werden bestimmte Aspekte hervorgehoben, andere bleiben verborgen. Jede Perspektive verkürzt den Gegenstand in bestimmten Dimensionen und verdeckt bestimmte Teile. So sehen manche Psychologen den Menschen als von Trieben und Gefühlen beherrscht, die er unter Kontrolle halten muss. Andere Psychologen sehen den Menschen eher als vernünftiges Wesen, das plant und zielgerichtet handelt. Ein Ansatz betont die umfassende Lernfähigkeit des Menschen, ein anderer die Fähigkeit, Werte und eine Moral zu entwickeln. Die einen sehen den Menschen eher als biologisches, die anderen als geschichtliches Wesen. Keine dieser Richtungen sieht etwas Falsches, aber alle sind einseitig und keine bekommt den ganzen Menschen ins Blickfeld.

Verschiedene Zugänge. Alle Richtungen der wissenschaftlichen Psychologie arbeiten empirisch, d.h. sie berufen sich auf Erfahrungen und lehnen Spekulationen ab. Allerdings entwickelt jeder psychologische Ansatz seine eigene Methodologie. Die einen führen vorwiegend Laborexperimente durch, andere bevorzugen natürliche Beobachtungen im Feld. Die einen befassen sich ausschließlich mit Fallstudien, die andern werten Interviews und Befragungen aus. Über Methoden hat es in der Geschichte der Psychologie die erbittertsten Kontroversen gegeben. Naturwissenschaftlich orientierte Forscher lehnen "weiche", qualitative Methoden zur Überprüfung von Hypothesen ab. Sozial- und geisteswissenschaftliche Forscher haben starke Vorbehalte gegen die "harten", quantitativen Methoden, da diese dem Menschen ihrer Ansicht nach nicht gerecht werden. In den letzten Jahren gewinnt jedoch die Auffassung an Boden, dass beide methodische Ansätze sich gut ergänzen können. Die Vielfalt an Methoden ist auch sinnvoll, damit jedes Problem mit einer adäquaten Methode untersucht wird.

Zusammenfassend lässt sich sagen: In der Psychologie spiegeln sich alle Weltanschauungen, die es außerhalb dieser Wissenschaft gibt. Und welche

Psychologie einer vertritt, hängt auch davon ab, was er selbst für ein Mensch ist. Einige psychologische Richtungen übernehmen direkt philosophische Menschenbilder: so gibt es eine *phänomenologische Psychologie* oder eine *existentialistische Psychologie*. Aber ein guter Psychologe ist sicher kein sturer Anhänger einer Richtung oder Schule, sondern kann mehrperspektivisch und mehrdimensional denken und zahlreiche Bedingungen berücksichtigen. Und er wird seine Forschungsmethode der jeweiligen Fragestellung anpassen.

4. Soll man psychologische Erkenntnisse anwenden?

Diese Frage mag merkwürdig klingen, denn tatsächlich wird psychologisches Wissen in vielen Bereichen angewandt. Aber über die Art der Anwendung und deren Auswirkungen gibt es unterschiedliche Auffassungen. Sie hängen damit zusammen, mit welchen Zielen wissenschaftliche Psychologie betrieben wird:

Beschreiben. Einige Psychologen wollen Verhalten und Erleben nur beschreiben, vergleichen und in ihren Bedingungen verstehen. Sie wollen die Vielfalt menschlichen Erlebens, Verhaltens und Werkens erfassen und lehnen Anwendungen der Psychologie als manipulativ ab. Diese Einstellung ist der von Ethnologen vergleichbar, die eine fremde Kultur verstehen wollen, ohne in sie einzugreifen oder sie verändern. In der Psychologiegeschichte vertreten phänomenologische und geisteswissenschaftlich Ansätze diese Position.

Erklären. Die meisten Psychologen wollen Verhalten erklären, d. h. aus Bedingungen ableiten. Eine Erklärung ist nur mit Rückgriff auf allgemeine Gesetze möglich, die in Theorien des menschlichen Erlebens, Verhaltens und Werkens formuliert sind. Die erklärenden Wissenschaftler ziehen gern eine Trennungslinie zwischen Grundlagenforschung und Anwendungen, für letztere fühlen sie sich nicht mehr verantwortlich. Diese Position kennen wir aus der Physik: Die Kernspaltung ist Grundlagenforschung, die Atombombe eine Anwendung. Aber an beiden sind notwendig Wissenschaftler beteiligt.

Vorhersagen. Nur einen kleinen Schritt weiter gehen Psychologen, die aus den Erklärungen Verhalten vorhersagen und kontrollieren wollen. Sie stellen zwar keine Ziele auf, aber bieten Maßnahmen zur Erreichung von Zielen an und führen sie durch. Hier kann man von einer *Psychotechnik* sprechen, die für vorgegebene Ziele geeignete Mittel bereitstellt. Der ethische Einwand liegt auf der Hand: Es besteht die Gefahr, dass sich eine angeblich wertfreie Psychologie vor jeden Karren spannen lässt. Psychologen können Wissen für eine Einstellungsänderung durch Werbung, für effektive psychische Foltermethoden oder für die Steigerung von Arbeitsleistungen bereitstellen. Wo es Forschungsgelder gibt, da finden sich auch Wissenschaftler ein.

Vorschreiben. Und schließlich gibt es psychologische Richtungen, die selbst Werte, Normen und Ziele aufstellen. Viele therapeutischen Richtungen stellen direkt oder indirekt klare Normen auf, wie man sich normal und gesund verhalten soll. Dies zeigt die psychologische Ratgeberliteratur, in der man nachlesen kann, wie man richtig liebt, richtig streitet und richtig stirbt. Einen Ansatz normativer Wissenschaft hat z. B. der Behaviorist Skinner in seinem Roman "Walden two" vertreten: Psychologen legen die Grundwerte der Gesellschaft fest (zum Beispiel Aggressionsfreiheit) und organisieren die Maßnahmen, damit diese ausgebildet und eingehalten werden. Die Psychologen sind hier die Erzieher der Menschheit.

Gegen und für die Anwendung psychologischen Wissens lassen sich verschiedene Argumente ins Feld führen:

Contra

1. Die Anwendung von Psychologie ist verfrüht, da noch ein großer Graben zwischen Grundlagen und Praxis liegt. Es gibt bisher keine Theorien, die vergleichbar wie in der Physik - eindeutige Erklärungen und Prognosen erlauben. Ein Beispiel bietet die Psychotherapie: Zahlreiche Richtungen suchen auf dem Psychomarkt nach Kundschaft. Ihre wissenschaftliche Basis ist oft dürftig, ihre Effektivität ist nicht untersucht. Die Quacksalber in der Medizin haben hier Nachfolger gefunden.

2. Jede Anwendung von Psychologie ist manipulativ und deshalb ethisch nicht vertretbar. Die Psychologen sind stets in der Gefahr, sich in Abhängigkeit von fremden Zielen zu begeben. Die Rolle des Psychologen ist schwer durchschaubar und entzieht sich oft der gesellschaftlichen Kontrolle. Beispiel: Die Professionalisierung der deutschen Psychologie war z. B. im Nationalsozialismus eng mit politischen und militärischen Zielen verbunden (Testtheorie, Auslese, Rassentheorie, Persönlichkeitsbildung).

Pro

1. Je komplexer die modernen Gesellschaften werden, desto mehr psychische Störungen treten auf. Professionelle Hilfe ist notwendig, um mit Phänomenen wie Drogenabhängigkeit, Altersproblemen, Identitätskrisen, Psychosen usw. fertig zu werden. Der Bedarf an psychologischer Beratung, Therapie und Prävention ist groß und nimmt weiter zu. Es wäre inhuman, das psychologische Wissen nicht zum Nutzen der Menschen anzuwenden.

2. Die Psychologie hat einen aufklärerischen und emanzipatorischen Effekt: Wenn wir die Bedingungen des menschlichen Verhaltens durchschauen, können wir uns selbst und unser Zusammenleben besser steuern und zufrieden stellender gestalten. Die Anwendung psychologischen Wissens ist notwendig, damit die Menschheit die anstehenden Herausforderungen der Globalisierung, der Ökologie und der Ökonomie bestehen kann.

Schlusswort

Dieses abschließende Kapitel sollte die Spannungsfelder aufzeigen, in denen die psychologische Forschung und Praxis steht. Eindeutige Antworten sind nicht möglich, aber es ist wichtig, sich der problematischen Fragen bewusst zu sein, die mit psychologischen Wissens verbunden sind.

Literatur

- Bungard, W. et al. (1996). Perspektiven der Psychologie. Eine Standortbestimmung. Weinheim: PsychologieVerlagsUnion.
- Geuter, U. (1988). Die Professionalisierung der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Herrmann, Th. (1979). Psychologie als Problem. Herausforderungen der psychologischen Wissenschaft. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Lück, H. E. (1991). Geschichte der Psychologie. Strömungen, Schulen, Entwicklungen. Stuttgart: Kohlhammer.
- Neel, Ann F. (1974). Handbuch der psychologischen Theorien. München: Kindler.
- Pongratz, L.J. (1984). Problemgeschichte der Psychologie. Bern/München: A. Francke Verlag
- Riegel, K. F. (1981). Psychologie, mon amour. Ein Gegentext. München: Urban & Schwarzenberg.
- Rosenthal, B.G. (1974). Von der Armut der Psychologie - und wie ihr abzuhelpen wäre. Stuttgart: Ernst Klett.
- Schmidt, Nicole D. (1995). Philosophie und Psychologie. Trennungsgeschichte, Dogmen und Perspektiven. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
-